

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



53

- Besprechungen zu Büchern von Kij Johnson, Frank G.
- Gerigk als Herausgeber, Rebecca Campbell, Helga Lange,
- Peter S. Beagle, Daniel F. Galouye und Andreas
- Brandhorst im Vergleich sowie Joanna Russ

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 53 – Oktober 2025

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Oktober 2025
p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Engin Akyurt (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 481 6

Zur Sache

Herbstzeit ist Lesezeit?

Es ist eine Vermutung, die schwer zu beweisen ist. Immerhin ist die Jahreszeit des Herbstes und des nahenden Winters – jaja, wir drohen mit Natürlichem – mit den früher dunkelnden Abenden und den später dräuenden Morgenstunden durchaus geeignet, sich mehr mit Lektüren einschlägig bevorzugter Bücher auseinanderzusetzen. Es sei denn, man neigt eher zu zeitschwenderischem TV-Genuss, der Nutzung schlecht designter Streamingportale und mehr oder minder attraktiver Scheibensammlungen im DVD- oder BluRay-Format.

Wie auch immer: Sieht man von möglicherweise doch noch einmal eintreffenden Kolumnen eines Karl E. Aulbach ab – die leider nicht in Sicht sind –, bleibt es auch in diesem »REISSWOLF« bei gedruckter Literatur, die man allenfalls noch als E-Book bekommen kann.

Und auch das ist einmal mehr gut so. Denn wer heute immer noch glaubt, das gedruckte Buch würde das Schicksal der Vinyls erleiden – denen es nebenbei bemerkt so gut wie schon lange nicht mehr geht –, der irrt. Schlicht und ergreifend.

Und dieser »REISSWOLF« wird seinen Anteil daran haben, das zu beweisen.

In diesem Sinne einmal mehr viel Vergnügen bei der Lektüre
wünscht

Michael Haitel
Winnert, 27.09.2025



Kij Johnson

Die Traumsuche der Vellitt Boe

Wandler Verlag, März 2025, 240 Seiten,
ISBN 978 3 94882 524 9

Mit der Storysammlung »Die Traumsuche der Vellitt Boe« präsentiert der Wandler Verlag eine zweite Storysammlung – die erste erschien ebenfalls von Hannes Riffel übersetzt im Golkonda Verlag – Kij Johnsons in Deutschland. Mit »Die Fuchsfrau« ist im Piper Verlag ein Roman aus ihrer Feder erschienen. Kij Johnson gehört zu den Grenzgängern des Genres. Ihre Arbeiten lassen sich niemals eindeutig zuordnen und verbinden nicht selten verschiedene Subgenre effektiv, aber mit einer humanistischen und nicht selten auch sehr leicht in die Gegenwart der Leser zu

übertragenden Note. Im Laufe ihrer langen Karriere – nebenbei unterrichtet sie und arbeitete unter anderem für Dark Horse oder Tor.com – ist sie mit den wichtigsten Preisen des Genres ausgezeichnet worden.

Ausgezeichnet mit dem World Fantasy Award, nominiert für die wichtigsten Science-Fiction- und Fantasy-Preise ist »Die Traumsuche der Vellitt Boe« nicht nur eine Hommage an H. P. Lovecrafts Novelle »Die Traumsuche nach dem unbekanntem Kadath«, gegen Ende ist es eine melancholische Reflexion zurück auf das eigene Leben – in diesem Fall der fünfundfünfzig Jahre alten Vellitt Boe, die mit jedem Schritt ihrer Suche jünger, agiler und entschlossener wird – sowie der verschwundenen jungen Frau Clarie Jurat, die als Gipfelstürmerin wider Willen den Pantheon einer von willkürlich agierenden Göttern dominierten Welt zum Einstürzen bringen könnte.

Aber die Geschichte ist vor allem vor einem exotischen Hintergrund von Toren aus dem Traumland in die Realität der Leser eine in mehrfacher Hinsicht humanistische evolutionäre Geschichte. Viele der Prämissen werden von der Autorin etabliert und dann wieder demontiert. Es sind vor allem Männer, welche kraftvolle Träume haben und dadurch von der Realität in diese Fiktion, virtuelle Traumlandrealität übertreten können. Fast herablassend wird an einer Stelle erläutert, dass Frauen viel zu sehr mit dem realen Leben, der Familie und den Kindern beschäftigt sind, um sich diesen »nutzlosen« Fantasien hinzugeben und zu wechseln. Es ist bezeichnend, dass es ausgerechnet zwei

Frauen sind, welche den gegenteiligen Weg gehen.

Kaum sind diese Menschen im Traumland angekommen, wandeln sie auf einem Pfad der überlegenen Arroganz. Sie fühlen sich in einer Welt, in welcher die echten Götter abgeschieden schlafen, als ihre Stellvertreter. Aber auch diese Zeit in einem mittelalterlichen Paradies am Vorabend der Aufklärung ist endlich, wie einer der Wechsler Vellitt Boe erläutert. Es gibt Kräfte, die an ihm zerren und ihn wieder zurückbringen wollen. Ohne das er einen der wenigen vorhandenen Schlüssel oder eines der Tore bzw. Tunnel benutzt.

In ihrer kraftvollen Novelle erschafft Kij Johnson auf wenigen Seiten eine fiktive, aber so lebendige, vertraute und doch fremdartige Welt, wie es Stephen King und Peter Straub in ihren »Talisman«-Romanen, vielleicht Stephen King in »Fairy Tale« in der neueren Literatur nur auf mehreren hundert Seiten geschafft haben. An der Seite von Vellitt Boe atmet der Leser förmlich die Luft dieser Welt ein, um dann im letzten Drittel der Geschichte mit den kleinen Freunden, dem Alltäglichen der Realität konfrontiert zu werden. Bier und Pizza können besser sein als ein teures Drei-Gänge-Menü in einem Luxusrestaurant.

Im Mittelpunkt der Geschichte steht mit Vellitt Boe eine inzwischen 55 Jahre alte ehemalige Abenteurerin, die sich als Professorin an einer der wichtigsten Universitäten niedergelassen hat. Dort werden vor allem Frauen unterrichtet. In ihrer Jugend ist sie durch die Welt gewandert, hat sich verliebt – sie wird einen ihrer ehemaligen Liebhaber, inzwischen deka-

denter König um einen Gefallen bitten müssen – und gelebt. Irgendwann hat sie das beschwerliche Reisen zu Fuß abgebrochen und sich niederlassen. Inzwischen fühlt sie sich in der statischen Vertrautheit wohl, hat sich ihr eigenes Gefängnis eingerichtet, in dem sie bis zu ihrem Lebensabend unterrichten und leben will. Im Grunde ist sie zufrieden, aber nicht wirklich glücklich. Letzteres weiß sie noch nicht.

Eines Nachts wird sie geweckt. Mit der jungen Clarie Jurat ist ihre beste Schülerin wenige Wochen vor ihrem Abschluss mit einem Mann geflohen. Das Ziel ist die Realität. Ihr Vater ist einer der wichtigsten Förderer der Schule. Aber im Laufe der Geschichte stellt sich heraus, dass ihr Vater nicht ihr richtiger Vater ist. Damit gibt es noch mehr potenzielle Schwierigkeiten. Um die Existenz und Förderung der Schule nicht zu gefährden, macht sich Vellitt Boe auf die Suche nach der jungen Frau und versucht sie von ihrem Vorhaben abzuhalten oder wenigstens bis zum Abschluss zurückzubringen.

Mit erstaunlicher Leichtigkeit schlüpft sie nicht nur in ihre alte Haut, das Packen des Rucksacks, der Wanderstab und schließlich eine im Laufe der Handlung allerdings von der Autorin vernachlässigte Katze zeigen ihr, dass die Wanderlust niemals wirklich aus ihr verschwunden ist. Sie wurde nur unterdrückt.

Es ist eine Reise vorwärts, aber wie es sich für diese Geschichten gehört, auch eine Reise zurück. In ihrer Jugend hat sie einer der jungen Kreaturen das Leben gerettet. Bei Kij Johnson wird jede gute Tat irgendwann vergolten und spannungs-

technisch bis in die Gegenwart der Leser baut sie auf dieser Entwicklung auf. Die fremdartigen Kreaturen wie die Ghuls; die wilden Tiere und schließlich die Monstren, welche Lovecrafts Fantasie entsprungen sein könnten und die sich trotz ihrer Kraft als joviale Vertraute erweisen, werden von Kij Johnson fast pragmatisch emotional beschrieben. In ihrer Welt gibt es nur Grautöne, kein Schwarz-weiß.

Das ist vielleicht auch der größte Unterschied zu Lovecrafts Novelle, die noch in seine Lord-Dunsany-Phase hereingeht. Neben den Grautönen und dem implizierten Konflikt zwischen Menschen und Göttern sind es vor allem die dreidimensionalen, weiblichen Charaktere. So eloquent Lovecraft als Autor gewesen ist, so stimmig er Atmosphäre und exotische Hintergründe; die geheimnisvollen Alten und schließlich auch das legendäre Necronomicon erschaffen oder beschrieben hat, an den nicht immer dreidimensionalen, zu distanzierenden und zu intellektuellen Charakteren scheitert der Amerikaner auf der emotionalen Ebene. Kij Johnson zieht nicht nur in dieser Story, sondern Arbeiten wie »Die Pferderäuber« die Leser über ihre zu verletzlichen und doch innerlich starken Protagonisten mitten hinein in die Geschichte und an deren Seite erleben sie im übertragenen Sinne ihre Abenteuer. Meistens sind es Herausforderungen, welche nicht nur die bisherigen Existenzen erschüttern, sondern an denen sie widerwillig, aber mehr stetig wachsender Entschlossenheit reifen.

Es ist das Ende, das verblüfft. Es kommt zu einer Art Rollentausch und beide Frauen – Vellitt Boe und Clarie Jurat – müssen er-

kennen, dass sie ihre wahren Positionen im Leben noch nicht gefunden haben. Die Mischung aus Entscheidungsfreude und Übernahme von nicht geliebter Verantwortung; die Erkenntnis, dass das Leben niemals eine Einbahnstraße ohne Rückspiegel ist, kommt vielleicht überraschend, ein wenig zu pragmatisch, aber es ist kraftvoll und realistisch. Während der Suche nach Clarie Jurat hat sich Vellitt Boe einer erdrückenden Verantwortung gestellt, die nicht durch ihre Schuld auf den Schultern der Universität liegt. Clarie Jurat hat erkannt, dass sie selbst unbewusst nicht ihrem Schicksal, ihrer Verantwortung entkommen kann. Es kommt darauf an, was Frau in diesem Fall aus den Karten des Schicksals macht. Am Ende einer fantastischen, spannenden, stimmungsvollen und detaillierten Reise eine auf der einen Seite bittere Erkenntnis, auf der anderen Seite ein Bekenntnis zur Realität des Lebens und dadurch so überzeugend, so kraftvoll und mindestens so wunderbar bizarr, wie die Welt, die Vellitt Boe innerhalb der Traumwelt allerdings nicht auf einer Traumsuche, sondern einer realen Quest noch einmal durchqueren kann. Mit jedem Schritt erkennen der Leser an ihrer Seite und sie selbst, dass sie noch einmal ein großartiges Geschenk erhalten hat: eine Herausforderung, eine neue alt bekannte Seite in ihrem Leben.

»Die Pferderäuber« ist eine eigenwillige Geschichte. Die kleine Sippe der Protagonisten mit ihren Pferden und Hunden wird von Barbaren überfallen, welche die weiße Fahne des Verhandeln missbrauchen. Die meisten Hunde werden getötet, die meisten der überraschten Menschen

kommen beim Angriff ums Leben. Die Barbaren wollen die Pferde. Als Reitervolk in einem Tausende von Meilen umfassenden Land sind sie auf Pferde angewiesen und die eigenen Tiere sterben an einer rätselhaften Seuche. Aber der Rücktransport der Tiere erweist sich als eine schwierigere Aufgabe als anfänglich gedacht.

Wie in den anderen hier gesammelten Storys überzeugen Kij Johnsons Figuren. Nicht weil sie überdurchschnittlich entschlossen, stark, charismatisch oder heldenhaft sind. Heldenmut wächst bei dieser Autorin weniger über das gesprochene Wort, als den Umgang mit dem harten, herausfordernden Leben. Vellitt Boe schnürte aus Angst um ihre Universität wieder die Wanderschuhe und ließ das so geordnete Leben hinter sich. Die Protagonisten in »Die Pferderäuber« muss mit dem Verlust ihrer Familie, ihrer geliebten Hunde und schließlich auch nach und nach vielen Pferde fertig werden. Auch wenn die Szenen nicht exzessiv sind, ist die Novelle keine Geschichte für Tierliebhaber. Es ist immer ein schmaler Grat, auf dem die gebrochenen Figuren wandern müssen.

Über der Story liegt der Hauch einer im Untergang befindlichen Welt. Nicht nur das Reitervolk verliert die Existenzgrundlage und ihr Reich droht sich zu verkleinern. Die Wege werden länger. Aber das ein Fluch oder Segen ist angesichts der Eroberungsfeldzüge, muss der Leser entscheiden. Ohne Veränderung geht es nicht. Auf diesen Aspekt des Lebens geht Kij Johnson auch am Ende von »Die Traumsuche von Vellitt Boe« ein, wobei in beiden Geschichten die handelnden Figu-

ren nur in einem begrenzten Masse agieren können und in erster Linie reagieren müssen.

Schwieriger ist das Verhältnis untereinander. Es erscheint unglaublich, dass der lange Schatten der brutalen Morde trotz einer Entschuldigung und einem Gang nach Canossa von der Erzählerin genommen werden kann. Kij Johnson präsentiert in keiner der hier gesammelten Storys ein klassisches Happy End. Dem Leser wird immer wieder verdeutlicht, dass die Lebensgeschichten hinter dem Wort Ende weitergehen und die Zukunft weiterhin unbestimmt bleibt. Das könnte in der Masse frustrieren, aber nach beendeter Lektüre ist der Leser auch dankbar, dass er diese dreidimensionalen Figuren auf einem kleinen Abschnitt ihrer nicht einfachen Reisen/Suchen begleiten durfte. In »Die Pferderäuber« ist dieser Kontrast allerdings viel deutlicher, bis an die Grenze der Unglaubwürdigkeit extrapoliert.

Trotz der zahlreichen Andeutungen wirkt die Welt auch nicht gänzlich in sich geschlossen entwickelt. Mit dem stetigen Folgen der Sonne denkt der Leser unbestimmt an eine Dyson-Sphäre, wie sie Christopher Priest in »Der steile Horizont« beschrieben hat. Kij Johnson wechselt ja gerne innerhalb einer Geschichte die Genres und ist sich nicht zu schade, aus einem auf den ersten Blick klassischen Fantasy Plot eine Science-Fiction-Geschichte zu machen oder in den Bereich der Weird Fiction zu wechseln. Aber »Die Pferderäuber« kommt bis auf die exotischen Namen ohne fantastische Elemente aus. Sobald der Leser diesen Fakt reali-

siert hat und sich auf die einzelnen Figuren konzentriert, wirkt die Interaktion zwischen dem Erzähler, die gerade ihre Welt verloren hat und dem Anführer der Räuber, der weiß, dass seine Welt in nächster Zeit zusammenbrechen wird, deutlich überzeugender und die Figuren gewinnen an Dreidimensionalität. »Die Pferderäuber« ist keine Liebesgeschichte zwischen Menschen. Vielmehr zeigt sie auf, welche Verantwortung der Mensch gegenüber den Tieren haben sollte, die ihm vertrauen und die bereit sind, sich für ihn zu opfern. Aus dieser Perspektive ist »Die Pferderäuber« vielleicht die zugänglichste, die zutiefst menschliche und damit auch am meisten das Herzen anrührende Story dieser Sammlung.

Ebenfalls mit dem World Fantasy Award ausgezeichnet, präsentiert sich »Das Privileg des glücklichen Endes« als Metafiktion in Perfektion. Die ausgesprochen stringente Handlung – die sechs Jahre alte Ada und ihr sprechendes Huhn Blanche müssen sich der kontinuierlichen Bedrohung durch lemmingartige verfressene Wesen Wüstschrates stellen und um ihr Leben kämpfen – steht einer kontinuierlich mit dem Leser Kontakt aufnehmenden übergeordneten Erzählerin gegenüber. In der Mitte der Geschichte vergleicht sich die Autorin/Erzählerin mit einem kleinen Gott, der das Schicksal seiner Geschöpfe in Händen hält/sie im Text auf dem Computer kontrolliert. Das im Titel angesprochene Privileg – nicht nur des glücklichen Endes – ist eine Illusion. Im Prolog macht sie deutlich, dass alle Lebensgeschichten nur auf einer Note enden. Aber der Leser, ihre Zielperson, hat die Chance, zum Anfang der Ge-

schichte zurückzugehen und alles ein zweites oder drittes oder viertes Mal zu lesen. Eine Art Lebens-Perpetuum-Mobile zu erschaffen. Das ist ihren Figuren nicht gegönnt. Auch während der Geschichte bietet die Autorin ihren Lesern immer wieder an, an einer gut klingenden Stelle der Geschichte einfach auszusteigen und dieses Zwischenkapitel als Ende anzusehen. Ab diesem Moment kann es nicht unbedingt besser werden. Die Erzählerin unterbricht den Handlungsstrom und verweist auf das Schicksal von Nebenfiguren, welche die Haupthandlung nach ihrem jeweiligen Auftritt verlassen. Wichtig sind sie alle nicht. Immer wieder wird dem Leser verdeutlicht, dass er keine klassische Story liest, sondern sich zusammen mit der Autorin in einer künstlich erschaffenen Welt befindet, deren Gesetze allerdings nicht von ihm kontrolliert werden. Dieses Privileg obliegt nur dem literarischen Gott. Die Art der Erzählung ist ein wenig gewöhnungsbedürftig, die einzelnen Elemente sollten aufgrund von Abnutzungsgefahren nicht zu oft angewandt werden. In dieser Geschichte funktionieren sie aber erstaunlich gut.

Ada und ihr sprechendes Huhn können nur auf die kontinuierliche Bedrohung durch die Wüstschrates reagieren. Einmal retten sie sich in die Gipfel eines Baums, an einer anderen Stelle vertreibt Blanche die jungen Wüstschrates mit ihrem entschlossenen Auftreten. In einem kleinen Dorf sind sie nur solange geduldet, bis Blanche nicht einmal böse einen kleinen Fehler macht und sich als Tier dem Menschen gleichstellt. Eine kleine Gruppe von Jugendlichen wohnen auf Bäumen und sammeln/plündern die verwahrlosten

und heimgesuchten Siedlungen der getöteten oder vertriebenen Menschen. Ihr Reichtum ist reine Illusion.

Das Ende wirkt ein wenig zu pragmatisch. Um mit der Erzählerin zu sprechen, zu stark auf den Punkt hin konstruiert. Aus Verzweigung und Zufall wird schließlich ein Sieg. Kein augenblicklicher Sieg – das wäre dann das im Titel angedeutete glückliche Ende -, aber eine generelle, Generationen umfassende Veränderung.

Die Geschichte liest sich trotz des dunklen Untertons erstaunlich kurzweilig. Die Kontaktaufnahme zwischen Autorin und Leser ist pointiert, bildet einen guten Kontrast zu der generell dunklen Handlung. Ada als sechsjähriges Mädchen wirkt vielleicht ein wenig zu frühreif, zu sehr vom Leben gebrandmarkt, während sprechende Tiere in Kij Johnsons Storys keine Seltenheit sind. Die Tiere erweisen sich als weiser, als lebendiger und auch lebenstüchtiger, als die sie begleitenden Menschen. In diese kleine Phalanx reiht sich auch »Das Privileg des glücklichen Endes« machtvoll ein.

Die drei längeren Geschichten werden durch drei sehr kurze, aber deswegen nicht weniger kraftvolle Storys ergänzt. In »Ponies« verbindet Kij Johnson eine fantastische Idee – die »Ponies« sind sprechende Einhörner – mit der Grausamkeit von Kindern. Es gibt Partys, bei denen die Einhörner zwei ihrer drei Fähigkeiten – Flügel, das Horn oder selten die Sprache – quasi auf dem Partyalter opfern. Die Erzählerin ist zum coolsten und wahrscheinlich hinsichtlich ihrer Familie auch reichsten Kind der Stadt eingeladen und beginnt gegen die eigene Überzeugung mit dem

Stutzen der Flügel. Auch das Horn gibt das Tier nicht freiwillig, aber genügsam ab. Dann kommt es allerdings zu einer doppelten Katastrophe. Natürlich ist es ein geflügeltes Wort, das Kinder Altersgenossen gegenüber grausamer und hinterhältiger sein können, als es Erwachsene gegeneinander sind. Die pointierte Schärfe dieser Miniatur liegt in der im Grunde ins Fantastische übertragenen, klar zu erkennenden Alltagssituation, wie es wahrscheinlich alle Leser mindestens einmal als Jugendliche erleiden mussten. Das dunkle Ende ist schockierend, die Pointe dann pragmatisch konsequent, aber nicht weniger eindrucksvoll. Kij Johnson erhielt für »Ponies« den Nebula Award, wurde für zwei wichtige Preise nominiert.

»Spiere« und »Schrödingers Katzenhaus« handeln von Sex. Und Science-Fiction. In »Spiere« ist die Protagonistin nach einer Kollision im All mit einem wirklich fremden Wesen in einer zu engen Rettungskapsel eingeschlossen. Sie kopulieren andauernd, wobei die Erzählerin nicht mehr wirklich weiß, ob es sich um einvernehmlich, durch die Enge auch unabwendbaren Sex oder eine kontinuierliche Vergewaltigung handelt. Die Ausgangssituation ist bizarr, der Plot ausgesprochen stringent erzählt. Aus dieser Situation gibt es kein Entkommen, da sie sich auch nicht mit der fremden Technik auskennt. Ob sie am Ende gerettet wird oder nur auf die nächste höhere Ebene »entkommt«, bleibt offen. Deutlich verspielter ist »Schrödingers Katzenhaus«. Der Protagonist macht während der Fahrt ein kleines Päckchen mit einer Box auf. Er landet anscheinend in dieser Box und wird Teil des berühmten Schrödin-

ger-Experiments. Die Umgebung verändert sich bis auf wenige Eckpfeiler kontinuierlich. Der Protagonist weiß nicht, ob er wacht oder träumt. Ob sein Gegenüber männlich oder weiblich ist. Im Grunde spielt es auch keine Rolle. Wie die Frage, ob die Katze in der Kiste noch lebt oder nicht, ist aller relativ. Kij Johnson bietet allerdings den Lesern eine kleine Erklärung an. Ob dieser unfreiwillige Besuch in der Kiste der Auftakt einer Reihe von Versuchen – freiwillig oder inzwischen süchtig wie als Marionette – steht nicht zur Debatte. Die pointierten Dialoge, die surrealistische Atmosphäre – der Leser wird unwillkürlich an den Raum am Ende von »Twin Peaks« erinnert – machen diese für den James Tiptree jr. Award nominierte Story zu einem Höhepunkt unter den drei kürzeren Texten einer generell sehr überzeugenden Anthologie.

»Die Traumsuche der Vellitt Boe« ist ein idealer Einstieg in Kij Johnsons exotischen, aber auch faszinierenden Kosmos herausfordernder, intelligenter und vor allem auch verführerisch die Erwartungshaltung der Leser manipulierender Geschichten. Das Spektrum reicht von Weird Fiction in der Titelgeschichte über groteske Science-Fiction wie »Spiere« und Schrödingers Katzenhaus« bis zum modernen Märchen, augenzwinkernd erzählt mit »Das Privileg des glücklichen Endes«. Beginnend mit dem wunderschönen Titelbild ist die Paperbackausgabe des Wandler Verlags liebevoll zusammengestellt. So hat jede der sechs Storys eine Art Wappentier oder ein entsprechendes Symbol unten auf der Seite.

(Thomas Harbach)



Frank G. Gerigk (Hrsg)

Caprice 01

AndroSF 210, p.machinery, Winnert, April 2025, Paperback, 314 Seiten, ISBN 978-3-95765-449-6

Geschichten erzeugen beim Lesen Bilder im Kopf.

Doch was passiert, wenn die Reihenfolge eine andere ist?

Es existiert ein Bild und hierzu soll eine Geschichte ersonnen werden.

Es klingt im ersten Moment ungewöhnlich, aber gerade in kleineren Verlagen hat es diese Herangehensweise schon ein paar Mal gegeben.

Das Besondere an dieser Anthologie: Der Herausgeber hat alle Grafiken selbst erstellt.

Die Autorinnen und Autoren wählten aus den doch sehr unterschiedlichen Bildern *ihre* Grafik aus und verfassten ihren Text.

Wie Frank G. Gerigk im Nachwort erwähnte, gab es sowohl bei der Auswahl der Bilder als auch bei den entstandenen Texten zum Teil große Überraschungen.

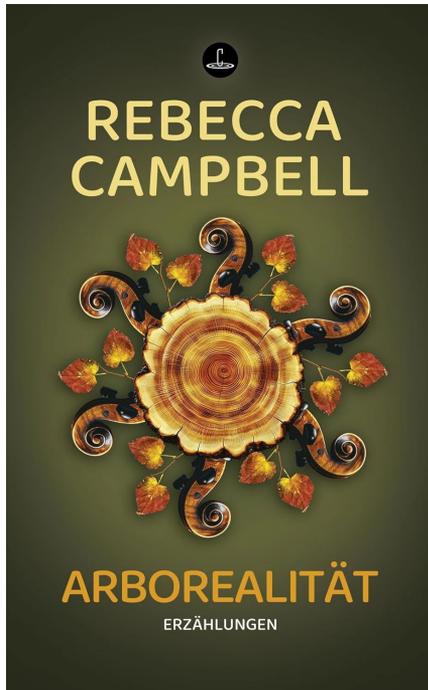
Denn einige Autorinnen und Autoren verließen ihr hauptsächliches Genre und andere nutzen die Illustration als Sprungbrett für eine ganz andere Art von Geschichte.

Zwanzig Illustrationen und somit auch zwanzig Texte sind in der ersten Ausgabe von Caprice zusammengelassen, die alle als fantastische Kurzgeschichten gelten.

Mal lauter, mal leiser, mal lustig, mal einfühlsam, und auch mal gruselig bietet diese Sammlung für jeden Geschmack etwas. In einigen Erzählungen steht die Technik im Vordergrund, bei anderen geht es um Stimmungen und menschliche Eindrücke.

Der Lesende, der sich noch nicht mit der Fantastikszene in ihrem ganzen Spektrum beschäftigt hat, bekommt hier einen guten Eindruck, was alles möglich ist: schlicht alles.

4 von 5 Erzählungen
(Sarah Lutter)



Rebecca Campbell

Arborealität
(Arboreality)

Memoranda /Carcosa Verlag, März 2025,
197 Seiten, ISBN 978-3 91091 430 8

»Abnormalität« – der Titel trifft den Plot nicht ganz, denn im Grunde handelt es sich um eine Abkehr von dieser Abnormalität und eine Rückkehr zu einem Leben im Einklang mit der mehr und mehr wieder dominierenden Natur, also eine Rückkehr zur Normalität – ist ein Mosaikroman der Kanadiern Rebecca Campbell, überzeugend übersetzt durch Barbara Slawig. Die insgesamt sechs Episoden stehen bis auf das angesprochene, durchlaufende

Thema und einzelne Charaktere auch für sich. Manchmal wird auf Aspekte der vorangegangenen Storys wie das »Kontrollierte Abbrennen« – auch eher ein ironischer Titel – und deren Folgen verwiesen, aber es gibt nur die chronologisch vorgegebene Reihenfolge, in welcher die Geschichten gelesen werden müssen. Wichtig ist nur, dass der Leser mit »Sondersammlungen« anfängt und mit »Die Baumkathedrale« aufhört. Dazwischen kann mit Einschränkungen gemischt werden, wobei die beiden längsten Texte »Ein bedeutender Fehlschlag« und »Die Baumkathedrale« Schlüsselnovellen sind.

Seit einigen Jahren erscheinen die Geschichten der 1975 geborenen Rebecca Campbell in den wichtigsten Magazinen wie »Clarkesworld« oder »The Magazine of Fantasy & Science Fiction«. Sie wurde unter anderem mit dem Suburst Award ausgezeichnet und vor den vorliegenden Mosaikroman erhielt sie den Ursula K. Le Guin Preis.

Die Auftaktepisode ist eine Art Stilleben, wobei »Sondersammlungen« seinen abschließenden kritischen Teil nicht verhehlt. Jude ist Lehrer für Technikdesign und Kommunikation. Durch die ökologische Katastrophe, immer schlechter werdende Infrastruktur und das fehlende Bedürfnis der Studenten, zur Uni zu kommen, unterrichtet er in erster Linie online. Als er die Uni in Toronto wegen eines besonderen Buches besuchen muss, stellt er fest, dass es durch die Bücherei regnet und eine Kollegin verzweifelt bemüht ist, wichtige Bücher zu retten. Der Keller ist schon unter Wasser. Aber einige Kollegen beteiligen sich bei der Bergung von rele-

vanten Materialien eher durch Klugscheißerei, als aktiv Hand anlegen. Die kleine Einführungsgeschichte lebt von ihren Stimmungen, der dunklen erdrückenden Atmosphäre, aber als Kontrast dem menschlichen Optimismus, eine Sisyphusaufgabe zu erledigen. Technik ist kein Ausweis, wie die Blackouts und die technikfeindliche Atmosphäre mit viel Feuchtigkeit zeigen. Das menschliche Wissen, auf Papier gebannt, muss liebevoll geborgen und auf verschiedene Standorte verteilt werden. Notfalls per Hand und mit dem privaten Pkw. Das unterscheidet »Sondersammlungen« genau wie den Hang einzelner Universitäten, nur die Rosinen zu picken, von einer Reihe anderer dystopischer Stoffe.

Der Titel »Kontrolliertes Abbrennen« ist voller Ironie. Es ist die Geschichte Bernards, der letzt endlich in einer kleinen Siedlung von Häusern zurückbleibt. Nachbarn sind aus wirtschaftlichen oder Altersgründen umgezogen, haben ihre unverkäuflichen Häuser zurückgelassen. Die Natur hat sich mehr und mehr wieder Freiraum verschafft. Durch Naturkatastrophen; durch die Unterminierung bestehender Straßen, die nicht mehr gepflegt werden oder durch Menschen wie Bernhard, die sich im Gegensatz zu seinem direkten Nachbarn Jim mit dessen englischem Ziergarten mit der Natur anfreunden und wild anbauen.

Eine Reise in die nächste Stadt, um aus der örtlichen Bibliothek sich Bücher auszuleihen, wird zu einer Expedition. Mit der Bücherei nimmt Rebecca Campbell eine Idee aus »Sondersammlungen« wieder auf. Die Bücher aus den überschwemmten

Bibliotheken wurden über die nähere Umgebung verteilt. Dabei konnte auf Themen keine Rücksicht genommen werden. Das Internet funktioniert nur noch behelfsweise, Fernsehen wie Radio gibt es nur noch lokal und das Wissen muss aus den Büchern per Hand abgeschrieben werden, da auch die Kopierer nicht mehr funktionieren. Der Strom kommt ausschließlich aus den Solarzellen auf den Dächern.

Bernhard hat sich an die Einsamkeit gewöhnt, auch wenn er immer wieder hofft, dass seine Tochter Octavia irgendwann über dem Horizont erscheint. Das Ende der Geschichte bezieht sich auf den Titel der Story. Es ist ein dunkler Moment, eine melancholische Note in einer hinsichtlich der Evolution der Menschheit nihilistischen Sammlung von Geschichten, die im Gegenzug den langsamen, aber stetigen Siegeszug der wiederkehrenden Natur feiern. Wie in »Der Wald kehrt zurück«, vor mehr als einhundertvierzig Jahren erscheinen. Alle Texte machen deutlich, dass der Fußabdruck des Menschen angesichts der langen Erdgeschichte endlich und vielleicht sogar vernachlässigbar ist, solange er nicht zum finalen Werkzeug greift- den Atomwaffen.

Auch »Ein bedeutender Fehlschlag« vergleicht die Ära der Menschen mit der stetig zurückkommenden Natur. Aber es gibt bei dieser längsten und besten Geschichte der Sammlung noch einen weiteren Aspekt. Mason ist der Gehilfe des Geigenbauers Eddie. Heimlich fällt Mason einen entsprechenden Baum, um aus dem Holz neue Geigen zu bauen. Alleine das Reifen des frisch geschlagenen Holzes dauert fünfzehn Jahre. Im Vergleich zum

Tod eines gesunden Baumes mit mehr als vierhundert Jahren bisherige Lebensdauer ein Augenblinker. Ausführlich beschreibt Rebecca Campbell, aus welchen Bestandteilen eine gute Geige bestehen muss. Aber selbst der Bau reicht nicht, denn bis sie die perfekte Klangqualität erreicht, muss mit ihr gearbeitet werden. Und viele Geigenbauer und Künstler, für die das Instrument bestimmt ist, erleben diesen Moment nicht mehr. In der Natur und beim Bau von Instrumenten ist Zeit relativ und die Aufgabe eher für Generationen als für Wochen bestimmt.

Während Mason an seiner Geige heimlich baut, wird sein Meister Eddie älter und kränker. Wie in »Sondersammlungen« und »Ein bedeutender Fehlschlag« breitet sich die Natur stetig weiter aus. Die Zivilisation bricht zusammen, die Welt wird für die Menschen immer kleiner, weil die Wege ohne Autos oder Flugzeuge länger werden; weil die Wege unbeschwerlicher wirken und schließlich der ganze Zivilisationsmüll nicht mehr verwendbar ist. Nicht nur der Bau der Geige; das Überreichen an eine nicht mehr so junge Frau, welche ihre musikalische Karriere zu Gunsten einer Musiklehrerstelle aufgegeben hat und schließlich der fast kitschig wirkende Epilog zeigt, wie schnell und doch langsam die Zeit vergeht.

Mason ist ein Einzelgänger wie Bernhard in »Kontrolliertes Abbrennen«. Sie sind keine Autisten, aber konzentriert auf eine bestimmte Aufgabe – das Anpflanzen und das Geigenbauen – engt sich die einstürzende Welt für sie noch weiter ein, bis kaum noch etwas anderes übrig bleibt. Mason hat allerdings seinen dickköpfigen

Meister Eddie, der Masons Enthusiasmus im Stillen bewundert, offen ihm aber keine echte Unterstützung gibt.

Mit dem Tod eines erhabenen Baumes für eine einzige Geige zeigt sich auf der einen Seite die Sinnlosigkeit des menschlichen Vorgehens, dessen Zeit unabänderlich abläuft. Auf der anderen Seite kann wahre Schönheit nur durch den Tod etwas Schönen, etwas Mächtigen entstehen. Diese Widersprüche arbeitet Rebecca Campbell in dieser Novelle wunderschön heraus, ohne auf kitschige Klischees zurückzugreifen.

Mit »Reiser und Wurzelstöcke« wird im Grunde das Zeitalter der humanistischen Rückentwicklung abgeschlossen. Kit George wird 2055 während eines Starkregens geboren. Später schließt er sich der Truppe Bennos an, die Müll recyceln, bevor das kontrollierte Abbrennen der Häuserreste beginnt. Zusammen mit einem Teammitglied entdecken sie eine Oase, in welcher Obstbäume wachsen; der Boden noch nahrhaft zu sein scheint, die nächsten menschlichen Siedlung erreichbar, aber nicht zu nah sind. Rebecca Campbell lässt sich ihre Protagonisten am Ende der Geschichte fragen, ob Mensch in diesen unruhigen Zeiten überhaupt zur Ruhe kommen darf. Ob Sesshaftigkeit wieder ein Thema für eine Gemeinschaft und nicht Individuen ist?

Diese Ideen extrapoliert die Autorin angesichts der simplen Idee eines Geburtstagskuchens in der folgenden Episode »Kneipenessen«. Wie schwer es ist, angesichts des vielschichtigen Nahrungsmangels auch Kichererbsen und wenigen anderen Zutaten einen Kuchen anlässlich

eines wichtigen, vielleicht auch letzten Geburtstag zu zaubern, zeigt der kurze Text auf. Es ist der erste Schritt zur Rückkehr der Normalität.

»Die Baumkathedrale« ist Rückblick und Ausbruch zugleich. Viele Ideen/Ansätze aus den ersten fünf Texten werden noch einmal aufgenommen. Die lebendige Natur, das Formen von neuen Häusern aus entsprechenden Gewächsen ist schon in »Kontrolliertes Abbrennen« und mit Einschränkungen in »Ein bedeutender Fehlschlag« als Kontrast zum Bau der Geige angedeutet worden. Hier entsteht nicht nur eine lebendige Brücke, sondern eine Baumkathedrale, ein neuer Mittelpunkt der kleinen Siedlung. Fertig wird sie erst in Hunderten von Jahren sein, aber sie ist das Symbol der Hoffnung.

Die Bewohner des kleinen Dorfes erhalten außerdem Besuch aus Kanada. Eine Reisegruppe voller Studenten mit Aufzeichnungsgeräten will eine lebendige Chronik erstellen. In Kanada ist die Zivilisation nicht so weit wie in den USA zusammengebrochen. Allerdings scheuen die älteren Bewohner – der Leser hat sie in den ersten Geschichten teilweise kennengelernt – diesen Schritt zurück, wobei ihnen klar ist, dass verbal von einer Generation zur nächsten übertragenes Wissen vergänglich und fehlerhaft ist.

Anlässlich des Buches der Kanadier soll auch ein Tanzabend mit Livemusik veranstaltet werden. Ohne zu kitschig zu werden, beschreibt die Autorin diese kontrollierte Rückkehr zu einer Art mittelalterlicher Normalität. Der Versuch, in einem größeren Stil der harten alltäglichen Arbeit zu entkommen. Gleichzeitig wird

allerdings der Konflikt der Lebensarten angesprochen. So vertrauen die Amerikaner in erster Linie ihrer symbiotischen Beziehung zur Natur mit der lebendigen Brücke aus Holz oder der im Entstehen begriffenen Baumkathedrale als wichtiges Symbol menschlichen Überlebenswillen, aber auch Respekt vor der Natur. Die Kanadier verfügen über mehr Technik und sind an einem Austausch interessiert.

Am Ende fallen viele Elemente an einem Abend zusammen. Auch die Geige wird gespielt. Es ist ein melancholisches, nachdenklich stimmendes Ende voller Zweckoptimismus, aber auch Angst vor dem Kommenden. Rebecca Campbells Menschen haben aus dem Wenigen, was ihnen von der Zivilisation geblieben ist, ausgesprochen viel erreicht. Das zeigen sie mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Stolz. Daher muss der Leser um diese Menschen auch nicht wirklich bange sein, auch wenn ihr Weg ein gänzlich anderer sein wird.

»Arborealität« ist ein auf den ersten Blick schmales Bändchen ökologischer Science-Fiction mit einer besonderen Note. Im Gegensatz zu vielen dystopisch pessimistischen Romanen und Kurzgeschichten schwingt bei der Autorin immer eine kleine Note des individuellen Optimismus der Menschen mit. Ihre Charaktere handeln manchmal gegen alle Logik, sind sturköpfig, aber auch fokussiert. Manchmal können sie sich ihr Handeln auch nicht selbst erklären, aber das ist die besondere Note insbesondere der längeren Texte, während die kürzeren Verbindungselemente wie »Kneipenessen« den Charakter von Füllmaterial haben. Mit dieser

Sammlung folgt Rebecca Campbell als eigenständige Stimme den breiten Spuren, die Kim Stanley Robinson beginnend mit seinem ersten Roman »Das wilde Ufer« hinterlassen hat. Originell, nachdenklich stimmend, natürlich auch absichtlich den gegenwärtigen Zivilisationsüberlass in Kombination mit einem rücksichtslosen Umgang mit der Natur kritisierend. Konsequenter wirkt zusätzlich, dass die globale Erwärmung durch den Zusammenbruch der Zivilisation nicht gestoppt wird und ihre Menschen unter dem Damoklesschwert einer weiterhin unbewohnbarer werdenden Erde leben müssen. Gegen diese Entwicklung ist kein menschliches Kraut gewachsen und so wirken Geschichten wie »Die Baumkathedrale« auch nur als nachdenklich stimmende Pyrrhussiege auf dem Schlachtfeld der ökologisch unehrbaren globalen Veränderung.

(Thomas Harbach)

Helge Lange

Chronoport

Edition Solar-X, Februar 2022, 312 Seiten, ISBN 978 3 945713 86 0

In Helge Langes Roman »Chronoport« geht es um Zeitreisen. Dabei sollte dieser Begriff ambivalent angewandt werden, denn wie bei einer Schifffahrt handelt es sich eher um eine Zeitfahrt. Es gibt einen stabilen Zeitkanal – auch ein Begriff aus der Nautik –, der über wie im Titel impliziert Chronoport – Häfen – verfügt. Diese Chronoport befinden sich nicht nur in fast jeder Epoche, sondern auch am Anfang und Ende des Zeitkanals. Das sind die Prämissen, welche Helen Lange in sei-



nem Buch zu etablieren sucht. Aber die Zeitfahrt ist keine Reise hinauf oder hinab des Kanals. Mit jeder Reise, jedem Anlanden in einem Chronoport geplant oder ungeplant scheint sich etwas an Bord der Zeitschiffe – die ähneln normalen Schiffen, die aber nicht nur im Wasser schwimmen und Wellen durchschlagen, sondern auch schweben/fliegen und anlanden können – zu verändern. Daher haben diese Schiffe einen Safe, in dem sich nicht die wertvollen Schätze der Besatzung oder Waffen befinden, sondern eine Art Vademecum, in dem alles Relevante dieser Reise notiert ist.

Die Ausgangsprämisse des Buches ist auf den ersten Blick simpel und kompliziert zu gleich. Simpel, weil zwei Schiffe entlang des Zeitkanals mit zwei fast unterschiedlichen Besatzungen – dieses fast beinhaltet

einen wichtigen Schlüssel für die Erfüllung der Mission, auch wenn sich die einzelnen Protagonisten dieser Tatsache nicht selbst bewusst sind – eine Mission haben. Der Zeitkanal bedroht die Realitäten, der Klappentext impliziert, zumindest ein Universum und muss zerstört bzw. abgeschaltet werden. »Chronoport« ist die doppelte Geschichte dieser Mission.

Kompliziert wird der Plot, weil Helen Lange absichtlich auf mehreren Ebenen arbeitet und nicht nur die Leser anfänglich herausfordert, sondern die Empfindungen seiner beiden Besatzungen immer wieder manipuliert, deren Realität verändert. Diese Orientierungslosigkeit zieht sich absichtlich, aber auch ein wenig zu konstruiert durch die erste Hälfte des Buches. Lange über den Punkt hinaus, als die angesprochene Mission definiert und die Schwierigkeiten, Erfolg zu haben, extrapoliert worden sind. Die inhaltliche Begründung und die Fokussierung auf den roten Faden erfolgt relativ spät. Noch nicht zu spät, aber der konzeptionell provozierend ersten Hälfte steht im letzten Drittel des Buches eine zu kompakte und vor allem zu wenig Fragen aus sich selbst herausbeantwortete finale Begegnung gegenüber, die zu kompakt, zu gerafft und vor allem zu frustrierend offen ist. Es nützt nichts, wenn die Protagonisten und damit auch die Leser ihre Fragen nicht stellen können und auf die nächsten Tage verwiesen wird, in denen viel mehr erläutert wird, damit sie nicht überfordert werden. Zumindest für den Leser gibt es in »Chronoport« diese Tage nicht.

Vielleicht wollte Helge Lange seinen Lesern auch den Moment des Durchat-

mens gönnen und hat absichtlich den Plot stringenter, vielleicht auch ein wenig simpler auf das Finale zugesteuert, nachdem er alternierend gute Ideen, bizarre Landschaften, manchmal ein wenig zu simpel gestaltete Actionszenen und vor allem ein gutes Dutzend Fragezeichen präsentiert hat. Um mit den Fragezeichen zu beginnen. Ja, die Mission wird erfüllt. Ja, der Leser erfährt einiges mehr über den Zeitkanal, die Chronoport in den unterschiedlichen, aber überwiegend erstaunlich primitiven Zivilisationen und vielleicht auch einen Hauch Hintergrundinformationen, die kritisch gesprochen aber auch eher wie das Tor in eine multidimensionale Geschichte öffnen. Hier darf der Leser einen Moment schauen und wird dann mit dem nicht unbedingt zuckersüßen, aber zumindest befriedigenden Epilog vorerst verabschiedet.

An einigen Stellen hat der Leser das unbestimmte Gefühl, als wenn Helen Lange sehr viel ambitionierter vorgehen wollte, als es der finale Romane zugelassen hat. Der Safe an Bord des Zeitschiffes als trügerische Sicherheit der Crew – neben der Bibel entschließt sich eine der beiden Crews, auch eine Art Tagebuch zu führen und es scheinbar in Sicherheit zu bringen – wird mehr und mehr zu einer Art MacGuffin, der Fluch und Segen zu gleich ist.

Anfänglich die Rettungsleine zwischen den verschiedenen Zeitwelten entwickelt Helge Lange die Idee anfänglich überzeugend, dass sich auch der Text dieser Bibel innerhalb des Safes verändern kann. Damit stehen die jeweiligen Besatzungen gänzlich im metaphorischen Regen. So verschwinden Crewmitglieder und tau-

chen wieder auf. Manchmal erinnern sich die anderen Besatzungsmitglieder an die vermissten Crewmitglieder, manchmal sind Namen Schall und Rauch. Das Gleiche gilt für Beziehungen. Eine Frau an Bord wird von ihren Kameraden immer wieder darauf hingewiesen, dass sie eine besondere Beziehung zum Kapitän hat. Sie erinnert sich nicht daran. Die finale Desorientierung ist das Vertauschen von nautischen Begriffen in der Auftaktphase des Buches. Der Anführer einer der beiden Expeditionen – warum es zwei sein müssen, wird erst während des Finales deutlich und unterstreicht, dass mindestens ein Planer der Expedition sehr viel mehr wusste, als er offenbart – agiert eher wie eine Landratte. Das ist bedingt lustig, verstärkt die Desorientierung der Protagonisten und verwirrt den Leser noch mehr. Aber gleichzeitig zeigt es auch ein seltsames Phänomen: Es wirkt aufgesetzt. Immerhin mussten die beiden Schiffe extra für diese Aufgabe gebaut werden, was auch Zeit in Anspruch genommen hat. Man kann die Einzelteile nicht eben in einen Chronoport stecken und herauskommt schließlich ein fertiges Schiff. Im Laufe der Geschichte relativieren sich diese Befremdlichkeiten, aber generell wirkt dieser Spannungsbogen wie einzelne andere Handlungsteile gut angefacht, aber schließlich unkontrolliert abgebrannt.

Die Charakterisierung der handelnden Personen ist interessant. Allerdings präsentiert Helen Lange hier auch ein breites Spektrum an unterschiedlichen Protagonisten. An Bord der RIJ VAN WINKLE – dem zweiten ausgeschickten Schiff – befinden sich schließlich neben der Kom-

mandantin ein Roboter und ein Geist, der theoretisch unsterblich ist. Theoretisch unsterblich sind sie alle durch ihren Bewegungen in der Zeit. Aber so wird die kritische Mannschaftsstärke von drei Besatzungsmitgliedern schnell, exotisch, angesichts der fortlaufenden Handlung auch pragmatisch passend wieder aufgefüllt. Auch die Frau mit der Löwenmähne an Bord des ersten Schiffs steht in einem schönen Kontrast zum eher biederen, erstaunlich farblosen und eher mit Verzögerung reagierenden Kapitän. Ab der Mitte der Geschichte auch durch die beiden aufeinander zu laufenden Handlungsebenen mit den beiden mehr und mehr in Kontakt tretenden Schiffen gewinnt die Zeichnung der Charaktere auch die schon angesprochene Einführung weiterer Protagonisten an Tiefe. Die Interaktion wirkt gefälliger und nicht mehr dramaturgisch auf die kleinen Spitzen hin konstruiert. Am Ende kommt die finale Wendung nicht unbedingt aus dem Nichts, aber einige der handelnden Personen müssen schon betriebsblind sein, um die angesprochene Auffälligkeit nicht zu erkennen. Aber wie gut, dass Mann immer eine Frau in der Hinterhand hat.

Die Suche bzw. Reisen durch den Chronoport sind die zusammenhaltenden Elemente. Nicht selten befinden sich die Chronoport an exotischen Plätzen eher weniger zivilisierter Gemeinschaften. Da wird reichlich in einer streng auf Kontrolle Wertlegenden kleinen Gemeinschaft fürs kleinste Verbrechen gefoltet und getötet, während auf der anderen Seite die Frauen hinsichtlich des Genpools möglichst viele Kinder bekommen sollen. In

einer anderen Zeit befindet sich der meistens leicht zu ordnende Chronoport in unwirtschaftlichen Gebieten, welche selbst durch die stürmische See das jeweilige Schiff an die Belastungsgrenze bringt. Durch die verschiedenen Zeiten und Plätzen ordnet Helge Lange im Verlauf der Geschichte den Plot und nimmt der Leser mehr mit. Natürlich werden einzelne Aspekte, die eher ein wenig chaotisch zu Beginn angesprochen worden sind, während des Finales wichtig und es ist empfehlenswert, das inhaltlich auch herausfordernde Buch mit der größten Sorgfalt zu lesen, aber trotzdem wirkt das Ende trotz der ambitionierten Grundidee ein wenig zu flach, zu konstruiert und hinsichtlich der Informationen auch nicht gänzlich zufriedenstellend. Fortsetzungsmaterial.

Als Autor arbeitet sich Helge Lange förmlich in den Text ein. Das Ausgangskonzept ist ohne Frage ambitioniert und die zu wenig hintergrundtechnisch entwickelte Idee der Chronoports und deren plötzliche Gefahr (anscheinend gibt es sie in relativer Zeit ja schon sehr lange) bietet auch eine erzähltechnische Spielwiese, welche Millionen von Jahren umfasst. Auch die Eingrenzung der jeweiligen Reisen – es ist nicht möglich, gleich vom Anfang der Chronoports an deren Ende und andersherum zu springen – sowie die individuelle Suche nach dem Zentrum, dem Maschinenraum bieten gute Möglichkeiten, immer wieder kurzzeitig das Tempo anzuziehen und wie bei einer guten Fernsehserie unterschiedliche Szenarien zu präsentieren. Auch die Idee der relativen Zeit, der stetigen Veränderungen und im Grunde der eher implizierten Schaffung von neuen Zeitlinien und

damit alternativen Welten hätte dem Roman noch mehr Tiefe gegeben, wenn das Konzept konsequenter entwickelt worden wäre. Der Safe Room in Form eines Safes an Bord der Schiffe, das Buch der potenziellen »Wahrheit« und schließlich auch die Idee, mittels eines Notizbuches sich eine Art Wahrheit zu erschreiben, sind gut angelegt und werden insbesondere zu Beginn des Romans effektiv genutzt. Allerdings gehen einige Ansätze in diesem sehr hoch entwickelten, aber nicht unbedingt immer wirklich zufriedenstellend entwickelten Plot unter.

»Chronoport« verfügt aber zusammenfassend über eine Reihe von neuen, anderen Ansätzen zum Thema Zeitreise/ Zeitmanipulation und schließlich auch Expeditionen in der Zeit mittels Schiffen, die ausreichend sind, das Buch einmal zur Hand zu nehmen und sich zumindest kurzweilig trotz der angesprochenen Schwächen solide bis stellenweise auch wirklich inspiriert vor allem im leicht verwirrenden ersten Drittel unterhalten zu lassen.

(Thomas Harbach)

Peter S. Beagle

Ein Tanz für Emilia

Wandler Verlag, Mai 2025, 120 Seiten, ISBN 978 3 948825 18 8

Der Wandler Verlag präsentiert in einer neuen Sammlung eine Novelle und eine Kurzgeschichte des Schöpfers des letzten Einhorns und eines der wenigen verbliebenen Giganten nicht nur der Fantasy-Literatur, sondern des fantastischen Genres. In einer mehr als sechzig Jahre umfassenden Karriere ist Peter S. Beagle mit



den wichtigsten Preisen des Genres ausgezeichnet worden. Neben klassischer Fantasy hat der Amerikaner auch immer wieder Kurzgeschichten und Romane geschrieben, in denen die fantastischen Elemente marginal in die Realität eingebrochen sind und deren Protagonisten auch positiv beeinflusst haben. Viele seiner Bücher sind gleichzeitig qualitativ fantastische Literatur, aber auch durchaus kritische Zeitgeistkommentare, wobei er schon 1965 mit »I see by my Outfit« von einer Reise durch die USA auf einem Motorroller berichtet hat. Kein Easy Rider, bevor es den Begriff gegeben hat, sondern eine humorvoll sozialkritische Betrachtung seiner amerikanischen Landsleute auch in deren Hinterland.

»Ein Tanz für Emilia« aus dem Jahr 2000 schließt auf die eine oder andere Art einen literarischen Kreis. Mit 19 Jahren veröffentlichte Peter S. Beagle mit »He! Rebeck« sein erstes Meisterwerk. Der ehemalige Drogist Mr. Rebeck lebt seit zwanzig Jahren auf einem Friedhof und begleitet die Toten, ihr Ableben zu akzeptieren. Nach und nach verlieren die Toten ihre Erinnerungen. Eines Tages sind sie ganz verschwunden. Es ist eine melancholische und doch auch hoffnungsvolle Geschichte, liebevoll auf einem alten Friedhof initiiert.

In »Ein Tanz für Emilia« – Peter S. Beagle hat die Novelle als eine Art Antwortversuch auf den Tod eines alten Freundes geschrieben – geht es auch um das schwierige Thema des Abschiednehmens und vor allem der Frage, was von den Toten bleibt. Aber im Gegensatz zum emotional aufwühlenden »He! Rebeck!« hat der inzwischen altersweise eine ganz andere Antwort. Die Toten gehen erstens niemals so ganz, solange sie in den Gedanken der Mitmenschen präsent sind. Und irgendwie findet das Leben immer wieder einen Weg und so zeigen sie sich auf eine ambivalente, unbestimmte Art wieder. Es ist keine klassische Reinkarnation. Es ist nicht mal eine Wiedergeburt. Es ist die Möglichkeit, dass ein gänzlich fremder Mensch eine Art goldenen Faden zufällig aufnimmt und ein Leben »lebt«, das nicht gänzlich frei von indirekten »Einflüssen« ist. Aber um diesen potenziellen Aspekt des Lebens und Sterbens geht es nicht. Vielleicht ist es sogar nur Wunschdenken.

»Ein Tanz für Emilia« ist eine Liebesgeschichte. Auf mehreren Ebenen. Da gibt es die platonische Freundschaft zwischen Ja-

cob und Sam, die aber wie ein altes Ehepaar sind. Sie respektieren sich, sie lieben sich und vor allem wollen sie gemeinsam alt werden und irgendwann mit den Dummheiten anfangen, von denen Männer im mittleren Alter träumen. Es gibt aber auch die Liebesgeschichte zwischen Sam und Emily, von ihm Emilia genannt.

Beide Beziehungen werden mit dem verstorbenen Sam aus dritten Perspektiven erzählt. Sie sind voller verklärender Erinnerungen, nicht objektiv, aber auch nicht kitschig.

Überraschend erhält Jacob die Nachricht, dass Sam an einem Herzinfarkt plötzlich und nach einer Premierenvorstellung in seinem italienischen Gangster Anzug gestorben ist.

Jacob ist wie vor den Kopf geschlagen. Auf dem Weg nach New York (er wohnt selbst in Los Angeles) beginnt er die gemeinsame Zeit nicht nur vor den eigenen Augen, sondern den Lesern Revue passieren zu lassen. Sie haben sich auf der Schauspielschule kennengelernt. Sam wollte immer Tänzer werden und hatte auch einen eigenen Stil neben Ehrgeiz und Talent. Einen Stil, den keine Schule wirklich verfeinern wollte. So ist er Theaterkritiker und Sachbuchautor geworden, auch wenn die Sehnsucht immer noch in ihm gebrannt hat.

Aus Jacob wurde ein solider Schauspieler. Kein klassisches Hollywoodmaterial, auch wenn er in kleinen Kinorollen oder im Fernsehen mitgewirkt hat, um die jeweils leere Kasse zu füllen. Jacob ist ein Theaterschauspieler und hat sich damit mehr seinen persönlichen Lebenstraum erfüllt als Jacob.

Auch wenn das Thema zwischen den beiden langjährigen guten Freunden immer wieder angesprochen worden ist, handelt es sich um eine offene Wunde. Peter S. Beagle mag die Frage nicht beantworten, ob Sam seinem Traum energischer hätte hinterherlaufen sollen. In beruflicher Hinsicht ist Jacob sicherlich zufriedener gewesen.

Aber es gibt noch eine weitere Ebene. Jacob ist zweimal verheiratet gewesen und zweimal gescheitert. Sam hatte eine kurze Beziehung und inzwischen eine Katze ... Emilia. Ein weiterer Teil dieser Liebesgeschichte. Aber bei ihrem letzten Treffen in Los Angeles hat Sam noch eine andere Überraschung parat. Er hat eine junge Frau namens Emily kennengelernt. Eine Journalistin. Sie sind zusammen, leben aber nicht zusammen. Ihre Leben berühren sich, wenn Zeit ist. Sam hat Angst, die Beziehung zu intensivieren, aber er geht auch in ihr auf. Einige der dummen Spiele zwischen Jacob und Sam hat Letzterer in die Beziehung mit Emily eingeflochten. Sie stellen sie sich immer wieder vor, Geheimagenten auf gefährlichen Missionen zu sein. Dabei reicht das Spektrum von einem kurzen Auftrag bis zu einem Urlaub, der sie an neue Orte und damit zu neuen potenziellen Feinden führt. Im Grunde sind sie alle Kinder geblieben. Kindlich, aber nicht kindisch.

Nach der Beerdigung tritt Jacob mit Emily in Kontakt. Das verbindende Element ist neben der Katze die Erinnerung an Sam.

Nach dem Auftakt mit Sams überraschendem Tod entwickelt sich die Geschichte durch die zahlreichen Rückblicke

relativ langsam und ohne fantastische Elemente. Es sind zwei ungewöhnliche Leben, die sich den Lesern offenbaren. Theaterkritiker und Schauspieler. Es sind zwei ungewöhnliche und doch nicht außergewöhnliche Freundschaften. Viele Freundschaften zwischen unterschiedlichen Menschen lassen sich nicht erklären. Die Bande werden nicht selten früh geflochten und halten ein Leben lang. Sie sind vergleichbar mit den engen Bindungen zwischen Geschwistern. Dank seiner Lebenserfahrung, seinem ruhigen, aber auch fließenden Stil präsentiert Peter S. Beagle im Zeitraffer zwei Leben. Die Charaktere sind ungewöhnlich fein, dreidimensional und doch natürlich entwickelt. Stellvertretend für den Leser offenbaren sie ihre Stärken und Schwächen, ihre Wünsche und Sehnsüchte. Im Grunde sind sie beide in ihren Nischen zufrieden.

Nach der Begegnung mit Emily wechselt die Perspektive. Jacob kann der jungen Frau über ihren Freund erzählen und sie ergänzt es mit jüngeren Episoden, die Sam bislang nicht erzählen wollte oder aufgrund der sporadischen Treffen noch nicht berichten konnte. Peter S. Beagles Geschichte ist zwar im Jahr 2000 entstanden, inhaltlich spielt sie aber einige Jahre, wenn nicht Jahrzehnte früher. E-Mails gibt es noch nicht. Die beiden Freunde kommunizieren mittels Briefen und sonntäglichen Telefonaten, da es an den Wochenenden billiger ist, über den Kontinent zu sprechen. Viele ältere Leser werden diese Art der Kommunikation noch kennen. Flüge über den Kontinent sind teuer und trotzdem besuchen sie sich inzwischen nicht nur aus beruflichen Gründen.

Kurz nach der Mitte der Geschichte kommt das fantastische Element über Nacht und in Form der Katze Emilia angeschlichen. In »He! Rebeck!« suchte die Toten einen Weg, länger in dieser Welt zu verbleiben und sie nicht zu vergessen. In »Ein Tanz für Emilia« geht es darum, einen Menschen, der zutiefst getrauert wird, in einer Form noch irgendwie bei sich zu behalten und den Prozess der Trauerbewältigung aufzuschieben. Egal in welcher Form der Verstorbene noch einmal zurückkommt. Sei es durch eine letzte Nachricht oder wie bei Peter S. Beagle durch »Einen Tanz für Emilia«.

Die finalen Tanzszenen sind ergreifend und tragisch zugleich. Sprechende Tiere sind kein Novum in Peter S. Beagles Werk. Immerhin konnte auch der Rabe in »He! Rebeck!« mit den Lesern kommunizieren. Aber in der vorliegenden Novelle erhält diese Facette eine tragische Note, denn Sams Rückkehr ist nur von kurzer Dauer. Er kann seinen besten Freund und seine beste Freundin noch einmal erfreuen, aber das geht zulasten eines anderen Lebewesens. Im Gegensatz zu Emilia und widerwillig von Jacob akzeptiert, ist es Sam, der loslassen muss. Ein zweiter Abschied, in dessen Kern aber auch so viel Optimismus, so viel Freude auf eine dritte Chance – die zweite Chance ist ja der im Titel angesprochene Tanz für Emilia – liegt, dass es fast kitschig wirkt. Aber Peter S. Beagle ist ein zu guter Autor und vor allem ein inzwischen in Ehren ergrauter Mann, als dass er diese Schwelle nachhaltig überschreitet.

Das Ende wirkt ein wenig hektisch. Peter S. Beagle benötigt eine Art Zeitraffer,

um die bisher nur wenige Wochen, vielleicht zwei oder drei Monate umfassende Handlung auszudehnen und wie bei einem guten Epilog aufzuzeigen, dass das Leben irgendwie weitergeht. Niemals werden die Toten so ganz vergessen, sie treten aber aus der ersten Reihe ab. Ihre Präsenz ist immer noch spürbar, aber sie nehmen nicht mehr ganz so viel Raum ein. Diese im Grunde nüchterne Erkenntnis reißt den Leser ein wenig aus der Geschichte, zumal nach Sam noch eine zweite Hauptfigur (von nur vier) sterben muss. Aber mit ihrem Tod ist auch ein Kapitel zu Ende und ein neuer Anfang gemacht.

Selbst für einen literarischen Giganten wie Peter S. Beagle ist es in seinem Alter und nicht als jugendlicher Gipfelstürmer wie bei »He! Rebeck!« schwierig, Trauer in Worte zu fassen. Im Grunde baut er sich eine magische Brücke, die es in der Realität nicht gibt. Dadurch macht er es sich und den von ihm so minutiös erschaffenen Charakteren leichter und schwerer zugleich. Ein Leser muss diese Ambivalenz akzeptieren, um die Geschichte zu schätzen, vielleicht auch lieben. Wer keinen Zugang zu den Figuren und ihrem bisherigen Leben findet, wird auch in der am meisten ergreifenden und gleichzeitig ernüchternden Szene draußen vor der Tür stehen bleiben. Jacob und Emilia wird etwas geschenkt. Gleichzeitig ist es auch eine Bürde, noch einmal von vorne anzufangen. Aber für Peter S. Beagle ist es die Chance, die es in der Realität nicht gibt. Auch wenn ein Mensch plötzlich abtritt, aus dem Leben gerissen wird, in Würde von seinen Geliebten Abschied zu nehmen. Und nicht nur andersherum. Das ist

vielleicht der wahre Kern dieser wunderbaren Novelle, die allerdings von den Lesern auch eine gewisse Lebenserfahrung – meistens negativer Natur – verlangt, um den Schmerz Jacob und Emilias zu verstehen.

Als zweite Geschichte hat Eric Hantsch »Die Versuchung des gerechten Richters Kao Yu« aus dem Jahr 2016 ausgesucht. Ohne die Qualität der Story zu hinterfragen, hätte es thematisch zur ersten Novelle passendere, auch frühe Kurzgeschichten Peter S. Beagles gegeben. »Come Lady Death« wäre ein interessanter Kandidat.

Auf den ersten Blick könnte der Kontrast nicht größer sein. Eine der Storys aus dem Mythenschatz Asiens, der Peter S. Beagle seit Jahren fasziniert hat. Er hat den Stil der alten chinesischen Geschichten vorsichtig modernisiert, aber auch imitiert. Wie »Ein Tanz für Emilia« handelt es sich um eine Liebesgeschichte. Wie die Novelle vielleicht auch um eine doppelte Liebesgeschichte.

Der ehrenwerte Richter Kao Yu zieht durchs Land. Er hat einen legendären Ruf und gilt als unbestechlich. In schweren Fällen griff Kao Yu auf das chinesische Einhorn, das Qilin, eines der vier Wundertiere. Viele sagen, das Qilin ist eher eine Mischung aus Drache und Pferd. In den Tagen Kao Yus war es nicht gänzlich unsichtbar, sondern erschien von Zeit zu Zeit im Amtssaal Yus, um diesem bei Kapitalverbrechen zu helfen.

In einer Provinz muss Kao Yu über eine junge Diebin namens Hermelin urteilen. Er fällt ein relativ mildes Urteil und lädt die Diebin sogar zu sich in die Herberge

ein, um die attraktive verführerische Frau näher kennenzulernen. Sie dankt es ihm, in dem sie nächstens flieht und die Kasse des Wirts mitgehen lässt. Ein schwerer Schlag für die Ehre des Richters.

Den Höhepunkt erreicht die Geschichte, als Kao Yu über einen Mord urteilen muss. Beim Studium der Akten ahnt er, dass die Verdächtige die Diebin sein könnte. Die Beweise sind in der Theorie erdrückend; nur das Wort der Diebin und Lügnerin steht auf ihrer Habenseite. Angesichts der Schwere des Falls droht das Erscheinen des Qilin und damit könnte Kao Yu das Urteil aus der Hand genommen werden.

Peter S. Beagle erzählt diese moralische Fabel eines alten Mannes, der einer hübschen Frau verfällt, in dem getragenen Stil der chinesischen Sagen. Natürlich gilt, dass Liebe blind macht. Bei der jungen Frau handelt es sich um eine Berufsverbrecherin, die unter verschiedenen Namen schon eine Vielzahl von Diebstählen begangen hat. Ihre bürgerliche Existenz scheint eher Tarnung zu sein. Nur als Dirne hat sie sich noch nicht verkauft.

Der Gerichtsprozess ist theatralisch inszeniert. Peter S. Beagle folgt nicht den normalen Gesetzmäßigkeiten, sondern stellt die Tatsachen gegenüber. Einen echten Beweis für Schuld oder Unschuld gibt es nicht. Kao Yu wird vor eine Gewissensfrage gestellt. Einmal hat er Gnade vor Recht walten lassen. Als alter verliebter Mann wurde er dafür bestraft, sogar in seiner Richterehre verletzt. Die Spannung entwickelt sich, ob es ihm ein zweites Mal passieren könnte. Angesichts der Länge der Geschichte wirken sowohl das Finale

wie auch der Epilog ein wenig hektisch, fast abrupt. Mit einer berührenden Szene – in diese lässt sich viel hineininterpretieren und dient vielleicht als Beweis einer zweiten »Liebesgeschichte« – endet der Text. Ob wir diese fünf Minuten der entflammten platonischen Liebe das Opfer des ehrenwerten Richters zu groß gewesen ist, muss der Leser entscheiden. Aber zumindest hat Kao Yu einen Moment als Mann, als Mensch gelebt und nicht nur als wandelndes Gesetzbuch.

»Die Versuchung des gerechten Richters Kao Yu« wäre in Kombination mit der weiteren in China spielenden Story »Die Geschichte von Junko und Sayuri« Peter S. Beagles wahrscheinlicher nachhaltiger und interessanter als direkt neben der erdrückenden Emotionalität von »Ein Tanz für Emilia«.

In einer gelungenen Übersetzung von Eva Bauche-Eppers und dem absichtlich geteilten, beiden Geschichten gerecht werdenden Titelbild von Julia Beutling sollten die beiden so unterschiedlichen Arbeiten nicht unmittelbar aufeinander gelesen werden. Ein wenig Geduld und Abstand tut beiden Texten gut. So zeigen sie nachdrücklich, welch ein überragender Geschichtenerzähler Peter S. Beagle gewesen ist und immer noch mit neueren Texten wie »Ich fürchte, sie haben Drachen« ist.

(Thomas Harbach)

*Alles eine Frage der Schöpferperspektive
Daniel F. Galouyes »Simulacron 3« gegen
Andreas Brandhorsts »Der Riss«*

Daniel F. Galouye

Simulacron 3

HJB, 2. Ausgabe, Juli 2022, Hardcover, 240 Seiten, ISBN 978 3 956341 91 5

Andreas Brandhorst

Der Riss

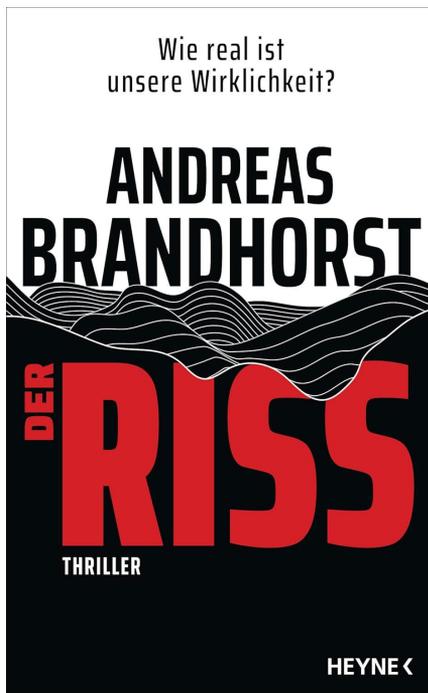
Heyne Verlag, Oktober 2024, Hardcover, 640 Seiten, ISBN 978 3 453 27482 2

Sechzig Jahre liegen zwischen zwei relevanten Werken der Simulation-SF, um mit einem neuen Subgenre zu beginnen. So verschieden Galouyes und Brandhorsts Bücher auch sein mögen, irgendwie (vielleicht auch nur irgendwo, um mit Pratchett/Baxters Lange-Erde-Büchern zu sprechen) ähneln sie sich auch.

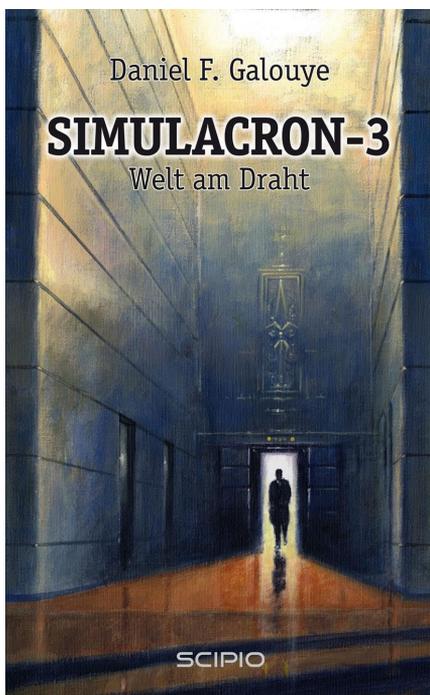
Daniel F. Galouye veröffentlichte 1964 seinen Science-Fiction-Roman »Simulacron 3«. In England nahm der alternative Titel »Counterfeit World« schon einen Teil der Pointe vorweg. Das Buch erschien in Deutschland zum ersten Mal unter dem Titel »Welt am Draht« im Goldmann Verlag. Unter dem gleichen Titel verfilmte Rainer Werner Fassbinder die Geschichte 1973 als zweiteiligen Fernsehfilm. Mehr als zwanzig Jahre konnte das deutlich weniger pessimistische und fatalistische Filmepos aus rechtlichen Gründen nicht ausgestrahlt werden. Im Rahmen der Heyne SF Bibliothek publizierte der Heyne Verlag das Buch inklusive der ursprünglichen Goldmann-Übersetzung noch einmal. Roland Emmerich produzierte unter der Regie von Josef

Rusnack eine zweite Fassung des Romans. Im Verlag Kiepenheuer & Witsch übernahm man für die erneute Veröffentlichung den Titel der Rusnack-Adaption, »The 13th Floor«. Der HJB Verlag publizierte 2013 die bislang letzte deutsche Ausgabe des Buches. Wie einflussreich »Simulacron 3« ist, zeigen zwei Abzweigungen. Die »Matrix«-Trilogie hat einen Aspekt Galouyes übernommen. Auch Andreas Brandhorsts »Der Riss« setzt sich mit einer vergleichbaren Prämisse auseinander. Daniel F. Galouye kann aber selbst eine Idee von Frederik Pohl/Cyrl Kornbluth aus »Eine Handvoll Venus und ehrbare Kaufleute« übernommen haben. Den grenzenlosen Konsum mittels einer Manipulation der potenziellen Kundschaft.

Der 1920 in Louisiana geborene Daniel F. Galouye hat beginnend mit seiner ersten Kurzgeschichten Veröffentlichung »Rebirth« im Jahre 1952 insgesamt zehn Jahre und ein halbes Dutzend Kurzgeschichten-sammlungen publiziert. Sein ganzes Langwerk ist auch ins Deutsche übertragen worden. Beginnend mit »Dunkles Universum« hat sich Galouye immer wieder kritisch mit dem grenzenlosen und rücksichtslosen Fortschritt und der Entmenschlichung des Individuums auseinandergesetzt. Nicht selten fügte er vor allem seinen Romanen eine nachdenklich stimmende Fußnote hinzu. In dieser Hinsicht ragt »Simulacron 3« mit dem Hinweis auf einen Romantiker aus seinen Werken heraus. Es ist nicht nur durch die zwei Verfilmungen, sondern vor allem auch durch die Idee einer künstlichen Welt sein bekanntestes und zusammen mit seinem Erstling »Dunkles Universum« bestes Werk.



Von Beginn an zeichnet Galouye in »Simulacron 3« ein satirisches Bild einer Welt in den Händen der Meinungsforschung. Tausende, vielleicht Millionen von Marktforschern haben fast absolute Erlaubnis, die Menschen zu befragen. Es gibt nur wenige Situationen, in denen sie sich den persönlichen Befragungen widersetzen können. Mit dieser kontinuierlichen Befragung sollen neue Produkte im Kleinen getestet werden. Die TEAG Ag steht für die nächste Generation der Meinungsbefragung. In den Computern der TEAG ist eine kleine Stadt mit Tausenden von Bewohnern entstanden. Die Stadt ist bis ins kleinste Detail entwickelt worden. Galouye hat aber die Hintergründe in einen



Science-Fiction-Kontext eingebracht. Jack Williamson war in seinem ebenfalls satirischen Roman »Wing 4« deutlich progressiver, in dem er in eine mittelständische amerikanische Kleinstadtgesellschaft die dienstbaren und schließlich jeden freien Willen erdrückenden Androiden als einziges Science-Fiction-Element eingeführt hat. Bei Galouye gibt es Flugtaxis, Computer sind allgegenwärtiger als in den Fünfzigerjahren des Lesers. Rauchen ist nur in bestimmten Gaststätten erlaubt. Aber ansonsten ist TEAGs Teststadt ein perfektes Abbild. Produkte und entsprechende Werbung sollen platziert werden. Die Ergebnisse können in Sekunden ausgewertet werden.

Im Gegenzug würden Millionen von Befragern arbeitslos. Viele dieser Prämisen entwickelt Daniel F. Galouye entlang einer Kriminalhandlung. Die Geschichte beginnt mit einer Beförderungsfest. Douglas Hall ist der neue technische Leiter der Anlage, nachdem sein Vorgänger und Freund unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen ist. Er trifft dessen Tochter Jinx wieder. Beim Besuch im Hause des verstorbenen Freundes findet er auf dem Schreibtisch eine geheimnisvolle Zeichnung: Ein griechisch wirkender Krieger verfolgt eine Schnecke. Die Zeichnung ist mehr als ein Dutzend Mal unterstrichen. Im nächsten Augenblick ist die Zeichnung weg und Jinx erinnert sich nicht an sie.

Zusätzlich ist ein weiterer Mitarbeiter der TEAG AG verschwunden. Buchstäblich ausstrahlt. Niemand erinnert sich an ihn, seine Position ist angeblich seit einigen Jahren schon von jemand anderem besetzt.

Aus heutiger Sicht sind einzelne Plotwendungen nicht nur durch die Bekanntheit der Verfilmungen, sondern vor allem auch durch den unglücklichen Klappentext der Heyne Bibliothek Ausgabe bekannt. Der Leser muss sich aber das Jahr 1964 vorstellen. Die ungeheure Wirkung des Buches ist der First-Mover-Effekt. Parallel zur Zertrümmerung jeder Realität durch Philip K. Dick, der diesen Roman gelesen haben könnte, hat sich Galouye mit dem Individuum in kontrollierten Umgebungen auseinandergesetzt. Lange vor Facebook und vor Influencern geht es Galouye auf der ersten Ebene des Buches um zeitlose Themen. Wie die zahlreichen Befragter Momentaufnahmen potenzieller

Kunden einsammeln und ihre subjektiven Reaktionen zu objektivieren suchen, ist der Computer der TEAG AG in der Lage, Konsumenten mit Produktideen zu überraschen und ihre instinktiven Reaktionen zu messen. Die frühe Form des offensichtlichen Produktplacements, wie ein Einstieg in die virtuelle Welt der TEAG AG nachdrücklich zeigt. Damit können die Fabrikanten besser ihre Produkte auf bestimmte Konsumentengruppen feintunen, ohne dass diese vorbereitet sind. Aber zwischen der Marketingforschung und der politischen Manipulation ist es nur ein kleiner Schritt. Den ein Politiker sind in dem Computer der TEAG AG das perfekte Instrument, um die Massen zu manipulieren; eine neue Art Ein-Parteien Regierung zu etablieren und sich damit zu einem Diktator aufzuschwingen. Diese Idee durchzieht zwar den Roman, aber angesichts der mehr und mehr dominanten Frage nach der eigentlichen Realität verzichtet der Autor auf eine weitere Extrapolation.

Wie die TEAG AG als Gott in ihrer eigenen Welt agiert und entsprechend manipuliert, rückt die Frage in den Vordergrund, ob diese Ausgangswelt nicht auch nur eine weitere Versuchsanordnung ist? Inzwischen ist die Auflösung bekannt, aber die lange Zeit unbekanntes Ziele der potenziellen Schöpfer und die Überschreitung des Pyrrhus Flusses durch die Erschaffung einer eigenen virtuellen Welt sind heute bemerkenswerter herausgearbeitet, als es nach der ersten Lektüre den Anschein hat.

Die TEAG AG will eine neue Form des Marketings entwickeln. Auf der anderen

Ebene gibt es einen Schöpfer, der sich inzwischen mit Gott vergleicht und jegliche Kontrolle über die Welt verloren hat. Wie bei Andreas Brandhorst »Der Riss« besteht die Gefahr eines Steckerziehens, eines entsprechenden Abbruchs des Programms. Im Gegensatz zu Andreas Brandhorst Geschichte gibt es aber keinen Genesis Code, keine Deus-ex-Machina-Lösung, da das Ausschalten eines Mannes nicht ausreicht, um die Systeme zum Einsturz zu bringen. Daher handelt es sich um einen begrenzten Kampf gegen Windmühlen. Nicht zum letzten Mal in Galouyes kleinem, aber feinem Werk. Es ist die zynische Botschaft, dass »Mann« mit dem System schwimmen muss, um es von innen heraus – ein relativer Begriff – zu unterminieren und im Kleinen das Große zu verändern. Unter natürlich steht hinter jedem Mann eine Frau, die aus Liebe zu einem inzwischen idealisierten Partner bereit ist, mehr als nur eine Welt ins Chaos zu stürzen. Das wirkt kitschig und angesichts der eher eindimensionalen, pragmatischen Charakterentwicklung nicht nur im vorliegenden, sondern in fast allen von Galouyes Geschichten, fast pragmatisch konstruiert, aber »Simulacron 3« ist die Geschichte von Kunstwelten, von Schöpfungsprozessen abseits der religiösen Vorstellungen und von Göttern, die in ihrem tiefsten Inneren Menschen sind. Und damit fehlbar.

Es ist auch gleichzeitig die Geschichte von kontinuierlichen Manipulationen über mehrere Ebenen. Der deutsche Titel »Welt am Draht« ist perfekt gewählt und entspricht noch mehr einer der Wahrheiten als eine klassische Übersetzung des Beg-

riffs Simulacron als Abbild oder Trugbild. Lange bevor die Idee der Computersimulation zu einem geflügelten Wort geworden ist. Und die künstlichen Welten müssen Abbilder, keine Trugbilder oder keine Variationen sein, damit die irgendwo produzierten realen Güter auch realen Menschen angeboten und damit verkauft werden. Je weiter sich die künstlichen Welten von der Ursprungswelt entfernen, desto schwieriger wird eine kommerzielle Nutzung der vermarkten Güter. Und eine simulierte kleine Stadt ist eine Variable, welche die Schöpfer nicht eingeplant haben.

Während die politisch-sozialkritischen Aspekte des Buches weiterhin brandaktuell sind, wirkt die Umsetzung der technischen Ideen inklusive erstaunlich langer Erklärungen typisch für einen Science-Fiction-Roman der Fünfzigerjahre und sollte im Vergleich zu Andreas Brandhorst technisch modernen, epochalen Thriller »Der Riss« auch innerhalb des Kontexts der Erstveröffentlichung betrachtet werden.

Neben den angesprochenen Science-Fiction-Elementen wie dem Flugtaxi ist die soziale Mischung selten antiquiert und modern zugleich. So wird von den Chefs erwartet, dass die Sekretärin mit vollem Körpereinsatz den zukünftig wichtigen wie abspenstigen Mitarbeiter Hall umgarnt. Das wirkt sexistisch, aber Hall reagiert auch progressiv hinsichtlich der offensichtlichen und zeitlich begrenzten Avancen. An einer anderen Stelle freut er sich kindisch, wenn er im Freien rauchen kann. Und nicht in den extra etablierten Kneipen quasi unter polizeilicher Überwa-

chung. So eine Idee muss für die Leser in den Sechzigerjahren schockierend gewesen sein, im 21. Jahrhundert ist es die Vision einer uneingeschränkten Freiheit für Raucher.

Bei den Erläuterungen hinsichtlich der Simulation bleibt der Autor absichtlich vage. Viele sich später zu Klischees entwickelnde Szenen finden sich zum ersten Mal in diesem Buch. So dringt Haul in den Körper eines der Probanden ein, verfolgt seine Reaktion auf die Reklame und ist sich bewusst, dass er nur als passiver Beobachter agieren darf. Plötzlich taucht aus dem Nichts eine Lichtbotschaft an ihn auf, die den Probanden irritiert, Haul aber zum sofortigen Rücksturz aus seiner virtuellen Realität auffordert. Philip K. Dick hat diese visionäre Ideen nicht selten im Zusammenhang mit Außerirdischen und später Gott vergleichbaren Mächten wie »Valis« in vielen seiner Bücher verwendet. Auch in einigen von Hollywoods Streifen beginnend mit den »Matrix«-Filme oder der Grundidee der Truman-Show mit einer kleinen Stadt, aufgebaut für die Voyeure des Reality-Fernsehens erfolgt der Bruch mit der bislang bekannten Realität mittels einer schriftlichen Botschaft.

In Andreas Brandhorsts »Der Riss« wie auch »Simulacron 3« sind die jeweiligen künstlichen Welten vom Ausschalten bedroht. Das erfolgt allerdings nicht plötzlich, sondern eher mit dem Herunterfahren der Programme bei Andreas Brandhorst und einem schwierigen, langwierigen und vor allem per Hand durchgeführten Abschalten. Stecker ziehen ist in beiden Romanen nicht, sonst wäre der Roman einfach am Ende. Aber das Ende der bekannten Welt –

egal ob es sich um eine Simulation oder die bislang als Realität empfundene Welt handelt – bedeutet auch hinsichtlich ihrer Endgültigkeit abgesehen von einer neuen Programmierung ein existenzielles Problem, dem sich bei Galouye nach oben und bei Brandhorst seitwärts die Protagonisten stellen müssen.

Während bei »Der Riss« die Veränderungen in der anfänglichen Realität deutlich krasser sind, ist es bei Galouye die im Nichts endende Straße. Rainer Werner Fassbinder hat diese Szene mit einfachsten Mitteln effektiv nachgestellt. Der erschrockene Protagonist schließt einen Moment die Augen und plötzlich ist die Straße inklusive der entsprechenden Landschaft wieder da. Aus Programmierer Sicht eine schwierige Aufgabe, aber visuell überzeugend. Oder ein Mensch wird mit allen Erinnerungen hinaus programmiert, ein anderer Mensch mit einer kompletten Vita entsteht aus dem Nichts heraus und ist Hall seit dessen Kindheitstagen an vertraut. Die wichtige Seite mit der ominösen, ein mathematisches Paradoxon darstellenden Zeichnung verschwindet von einem Augenblick zum nächsten, bleibt aber Hall gegen alle Logik im Gedächtnis. So wirkt die finale Erklärung, warum sich Hall an einen Menschen als einziger erinnern kann, schwerfällig. Aber sie steht in einem engen Zusammenhang mit der finalen Lösung, die Leben verändert/vernichtet und gleichzeitig auch rettet. Bei Galouye kommt es nur auf das Auge des Betrachters an, bei Brandhorst ist es eine dem Menschen überlegene Intelligenz, welche kurzzeitig für Erlösung, aber keine echte Freiheit sorgt.

Technisch spannt Andreas Brandhorst mit Exkursen in die Quantenmechanik, die Astrophysik oder die Naturwissenschaften einen deutlich breiteren Bogen als Galouye, der sich auf wenige eher soziologische Aspekte konzentriert. In einem Punkt gibt es aber zwischen den beiden Büchern eine erstaunliche Übereinstimmung. Beide Romane enden mit einem vordergründigen Happy End. Am Ende von Andreas Brandhorst »Der Riss« erhalten die lange Zeit quer über den Kontinent gejagten überlebenden Helden von der künstlichen Intelligenz quer den Genesiscode und damit die Chance, es besser zu machen, aber auch die offensichtliche Mahnung, dass die Menschen per auch diese zweite oder dritte oder unendliche Chance vergeigen werden. In »Simulacron 3« erkennt der Leser die wahren Zusammenhänge zwischen der Realität und der Simulation dank eines einzigen Hinweises. Auch hier haben die beiden Protagonisten Hall und Jinx die Chance, sogar die Verpflichtung, es anders und besser zu machen. Dazu müssen sie aber in doppelter Hinsicht ein integraler Bestandteil des Systems bleiben und es – wie ursprünglich angedacht – von innen heraus verbessern. Eine erste Chance hat ein Hall verpasst.

»Simulacron 3« ist in der Ich-Erzählerperspektive Halls erzählt. Andreas Brandhorst »Der Riss« spielt auf mehreren Ebenen mit mehreren Interessengruppen, die sich aufeinander zubewegen. Nicht geradlinig, sondern per Fahrzeug, Flugzeug, Boot oder zu Fuß, aber sie sind immer in Bewegung auf ein fest definiertes Ziel zu, auch wenn die Handlung ja mehrere Ebenen/Welten umfasst. Dadurch wirkt Galo-

uyes stringenter Roman intimer, fokussierter, allerdings auch mechanischer und stellenweise vorhersehbarer. Dabei ist es ein schmaler Grat zwischen der ursprünglichen, in der Entstehungszeit des Romans ohne Frage originellen Intention des Autors und der in der Zwischenzeit mit zahllosen Epigonen vergangenen Zeit. Daher wirkt manches Element heute eben nicht mehr überraschend und Halls Erkenntnisse unwillkürlich aus später veröffentlichten Büchern oder einigen der angesprochenen Filme vertraut.

Interessant ist, dass mit dem Ich-Erzähler Hall als neuer Leiter des Simulacron-Projekts und bei Brandhorst dem Hacker Flynn Darkster jeweils zwei Protagonisten im Mittelpunkt stehen, die genau wissen, mit was sie plötzlich konfrontiert werden. So unwahrscheinlich, wie unglaublich die Prämisse auch sein könnte. Bei Philip K. Dick sind es klassische Außenseiter, Blue-Collar-Menschen, denen das bisherige Leben auf den Kopf gestellt wird.

Aber ohne die charakterlichen Mängel der handelnden Figuren ist »Simulacron 3« ein für die Fünfzigerjahre bahnbrechendes Buch, das viele Entwicklungen hinsichtlich virtueller Welten, Simulationen und schließlich auch der Frage nach der echten Realität vorwegnimmt. Auf das sich Philip K. Dick indirekt in seinen Büchern bezieht, wobei Dick immer gerne einfache Menschen in extreme Situationen steckt, während bei Galouye der selbst ernannten technischen Elite der Boden unter den Programmiererfüßen weggezogen wird.

Mit seinem neuesten Thriller »Der Riss« erweist sich Andreas Brandhorst wie-

der als ein überzeugender Autor, der vor allem Science-Fiction-Genre Ideen für eine neue Leser-Generation auf den ersten Blick recycelt, aber auch extrapoliert. In seiner Maschinenintelligenztrilogie im Knauer Verlag ging es um die Risiken einer KI, welche die Menschheit natürlich zu ihrem Wohle zu beherrschen begann. Sowohl die Idee einer Tyrannei des Glücks – egal ob durch die Maschine oder den Menschen- wie auch das eigenständige und nicht mehr kontrollierbare Wachsen haben innerhalb der Science-Fiction eine lange Tradition. Mit »Der Riss« setzt Andreas Brandhorst bei Daniel Galouyes mehrfach verfilmten »Simulacron 3« – siehe Fassbinders »Welt am Draht« – an. Die Erde und alle Menschen sind möglicherweise eine Simulation, ein Spielbrett. In Galouyes zeitlosem Roman handelt es sich um eine Stadt, die im Computer zu Marktforschungszwecken und zwecks der Testung neuer Produkte im Computer einer privaten Firma entwickelt worden ist. Bei Andreas Brandhorst könnte die ganze Welt, vielleicht sogar inklusive des bekannten und bislang von den Menschen erforschten Universums, die Spielwiese sein, wobei sich der Norddeutsche hinsichtlich der weiteren Ziele bedeckt hält. Galouye geht aus der Perspektive eines der Wissenden vor, der aber möglicherweise auch nur Teil einer weiteren Simulation ist. Bei Andreas Brandhorst scheinen die Erschaffer, die Kreatoren von »außen« zuzuschauen. Was passiert, wenn man durch den im Titel angesprochenen Riss mittels einer Anomalie auf die nächste Ebene schauen oder vielleicht kommen kann?

Der Klappentext von »Der Riss« spitzt das Szenario ein wenig zu sehr zu. Es ist nicht nur ein Mann – selbst die Titelfigur Flynn Darkster nicht –, der das Geheimnis dieser Welt kennt. Wie in seinen anderen Gegenwartsthrellern arbeitet Andreas Brandhorst mit verschiedenen Handlungsebenen, gut und klar voneinander getrennt, die zwar alle in einem mittelbaren Zusammenhang stehen, aber lange Zeit quasi parallel ablaufen. Nur der Leser als stummer Beobachter verfügt über alle Informationen. Dynamisch, rasant mit der richtigen, Andreas Brandhorst Routine geschuldeten Mischung aus Actionsszenen und Infodump hält der Autor das Tempo lange Zeit hoch. Um seine Theorie zu untermauern, erschlägt Andreas Brandhorst auch die Protagonisten mit zahlreichen Fakten.

Da gibt es seltsame Phänomene beginnend mit dem jedem Menschen bekannten *Deja Vu* oder einer jungen Frau, die ohne Erklärungen plötzlich innerhalb von dreißig Minuten über den Erdball reist, ohne sich daran zu erinnern. Schwebende Menschen; andere werden ganz oder teilweise unsichtbar, als wenn sie »jemand« aus dieser Welt auszuradiieren sucht.

Ökologisch schreiten die Umweltkatastrophen voran und das Herausbrechen eines Eisbergs von der Größe Irland und das Herabstürzen von frei gewordener Erde könnten einen Anstieg der Meere innerhalb weniger Monate um zehn bis zwanzig Meter zur Folge haben. Der Klimawandel ist an allen Ecken und Kanten zu spüren. Aber in diesem Punkt gibt sich Andreas Brandhorst nicht als klassischer Pessimist. Zu den positiven Aspekten des

Romans gehört die Hintergrundinformation seiner Leser. Natürlich ist die Dummheit der Menschheit hinsichtlich der Abholzung zum Beispiel von Mangrovenwäldern als Schutzwall gegen Fluten allgegenwärtig, aber mit kleineren Hinweisen und nicht belehrend präsentierten Informationen gibt er den Lesern auch das Gefühl, noch ist nicht alles in dieser Welt/Simulation verloren.

Eine weitere Ebene sind die politisch-militärischen Auseinandersetzungen. Russland führt Krieg im Baltikum und es scheint nicht gut zu laufen. China hat Taiwan nicht wirklich unter Kontrolle, ebenfalls ein sicher zu gewinnender Krieg, der nicht funktioniert. Die Spannungen zwischen Pakistan und Indien werden über kurz oder lang zum Einsatz von mehr als taktischen Atomwaffen führen. Von den zahllosen Auseinandersetzungen in Afrika ganz zu schweigen. Die Lunte brennt lichterloh.

Diese beiden wichtigen Themen haben auch Auswirkungen auf die Grundidee der Handlung. Andreas Brandhorst mag es größer, gewaltiger. In »Simulacron 3« ging es ohne größere Erklärungen auch um die Rettung einer fiktiven Welt; einer Simulation. In »Der Riss« wirkt alles wie ein Testballon der Erschaffer, wie weit man die einzelnen Komponenten dehnen kann, bevor es nicht zum Riss zwischen den Welten, sondern dem Zerreißen dieser Welt kommt. Andreas Brandhorst lässt offen, ob die Einsätze bei einer künstlich erschaffenen Welt höher oder vernachlässigbar niedrig sind.

Natürlich braucht ein solcher Roman auch eine Art Zeitfaktor. Nicht nur der

ökologische oder politisch-militärische Druck ist entscheidend. Es gibt eine weitere zeitliche Komponente. Innerhalb weniger Tage muss quasi der Übergang hergestellt werden. Die Anomalie ist offensichtlich eine junge Frau – Alma –, die sich in ihren Träumen immer wieder von einem Hochhaus stürzt und zu Tode kommt. Ihre architektonischen Entwürfe sind anscheinend nicht von dieser Welt. Unterschiedliche Gruppierungen – teilweise aktiv geleitet mit Outsiderwissen; teilweise ausschließlich auf Situationen reagierend – arbeiten unter diesem zeitlichen Druck an auf den ersten Blick konträren, aber final kongruenten Zielen.

Der Roman bezieht seine Spannung vor allem für Science-Fiction-Leser aus der Idee, wie weit Andreas Brandhorst wirklich mit einem bekannten Sujet geht. Wann ist der Point of Divergence erkennbar? Oder folgt der in Niedersachsen lebende Autor Daniel F. Galouye bis zum im Fall des Amerikaners positiven Ende?

Eine weitere, sich durch den Roman ziehende Frage ist die Positionierung der einzelnen Interessengemeinschaften. Wer ist böse, wer gehört zu den Guten?

Strukturtechnisch folgt »Der Riss« verschiedenen Mechanismen des Subgenres der Simulation im Gegensatz zur virtuellen Realität. Beginnend mit »Simulacron 3« muss erst einmal etabliert werden, ob sich die Protagonisten in einer realen Welt aufhalten oder nicht. Dazu werden – wie eingangs erwähnt – verschiedene Thesen zurate gezogen. Einen ultimativen Beweis gibt es nur dank einer Zone der elektrostatischen Ruhe. Andreas Brandhorst geht in diesem Punkt zielstrebig vor,

präsentiert aber auch inhaltlich lange Zeit wenig wirklich Innovatives oder Neuartiges. Wenn diese Ebene, die ganze Welt eine Simulation ist, dann schließen sich natürlich die Fragen nach dem »Warum?« und dem »Wer?« an. Die Frage nach dem Warum, wer dieses ungewöhnliche und aufwendige Experiment ausführt, ist der interessanteste Aspekt des Romans. Gibt es nur eine Simulation oder ist die Simulation nur ein Teil einer weiteren Simulation in Form einer Art Zwiebschale? Wo ist die reale Welt und wie sieht sie aus? Echte Antworten kann und will Andreas Brandhorst nicht liefern und die nächste Ebene wirkt eher wie eine Sequenz aus einem Post-Doomsday-Film mit dem Revisor als unheimliche Kreatur, die auf eine übernatürliche Art und Weise Leben nimmt. Bei »Simulacron 3« gab es einen Aufpasser – bei Fassbinder eine schöne Frau – welche sich innerhalb der Simulation bewegt, um alles auf Augenhöhe unter Kontrolle zu haben und Anomalien zu beseitigen. Auch bei »Der Riss« gibt es angeblich diese Aufpasser, die von den Kreatoren geschickt werden können. Sie wirken eher wie Visionen aus einer unwirklichen Welt. Begleitet vom angesprochenen Revisor, der aber seine Arbeit in einer der logisch nachvollziehbaren, aber eher theatralisch dramatisch wirkenden Szenen noch per Hand erledigen muss, während um ihn herum die Simulation langsam sich verändert. Wohlgermerkt langsam wie das kontrollierte Herunterfahren eines Computers mit umfangreichen, aber noch laufenden Programmen. Mittels der Austaste wäre Andreas Brandhorsts Geschichte sehr schnell zu Ende.

Die Frage nach den Ebenen ist auch eher zweitrangig. Flynn kann die Anomalie Alma – eine von drei sehr unterschiedlichen, dreidimensionalen Frauencharakteren in dieser Geschichte – eher passiv begleiten, umarmen und ihr gut zusprechen. Aber für einen anfänglich leichtsinnig dominanten Charakter verliert Flynn im mittleren Abschnitt erstaunlich viel an Substanz im metaphorischen und nicht dem tatsächlich von Andreas Brandhorst immer wieder angesprochenen Sinne. Die Verlagerung von Verantwortung auf verschiedene Schultern ist ein positives Kennzeichen seiner Gegenwartsthiller. Vor allem in den ersten beiden Büchern der Maschinenintelligenz Trilogie hat Andreas Brandhorst damit überzeugen können. Erweitert wird dieser Ansatz allerdings um die Frage, was tot in einer Simulation bedeutet. Genauso wie Menschen, Länder oder ganze Kontinente aus dem Programm geschrieben werden können, muss es auch das Gegenteil geben: Die Wiederauferstehung mittels Mausclick. Der Autor setzt diese Idee nicht oft ein. Es wird mehr darüber diskutiert, als dass sie angewandt wird, aber das nimmt der Geschichte an einigen relevanten Stellen auch die Idee der Vergänglichkeit.

Unabhängig von der Implikation einer Simulation; einer Anomalie als möglichen Ausstieg und den verschiedenen Kontrollinstanzen setzt sich die Handlung mit zwei weiteren Ideen auf der irdisch-simulierten Ebene auseinander. Da wäre einmal das Überleben, wenn das Experiment nach und nach beendet und die Simulation heruntergefahren wird in Kombination mit verschiedenen Interessengruppen von

korrupten Politikern, einem geheimnisvollen Triumvirat, Drogendealer und Militärs, deren Ziele konträrer und doch überlappender nicht sein können.

Das zweite wichtige Thema ist die Suche nach dem Quellcode, nach »Genesis«, der Möglichkeit, die Welt nicht nur zu erhalten, sondern zu revitalisieren. Auf der eigenen Simulation Ebene und vielleicht irgendwo »darüber«.

Während die Helden angeführt von der geheimnisvollen Claire alias Mermaid angeblich für den Erhalt ihrer Welt und damit gegen die Kreatoren kämpfen, gibt es ausreichend Gruppen, welche den Quellcode als Basis einer neuen Macht ansehen. Mit einem Programm den Feind nicht mehr nur eliminieren, sondern buchstäblich aus der Geschichte schreiben. Das ist besser als Zeitreisen, bei denen ja die Gefahr eines Zeitparadoxons besteht, das unkontrollierte Auswirkungen auf die Gegenwart hat. Klappt es mit der ersten Programmänderung nicht, dann schreibt man es noch einmal um. Oder noch einmal. Totalitäre Mächte wie private Interessengruppen sind damit Tür und Tor geöffnet. Und selbst die bei Andreas Brandhorst dank einer souveränen Präsidentin noch so demokratischen USA könnten in Versuchung geführt werden. Natürlich nur, um eine mächtige Waffe unter Kontrolle und damit in der eigenen Schatzkiste zu haben. Andreas Brandhorst beschränkt sich im Plotverlauf auf die Implikation des Möglichen. Die meisten Interessengruppen angeführt vom willigen wie paranoiden Werkzeug John Smith – ein eindimensionaler Antagonist, wie er zusammen mit dem kolumbianischen Geldwäscher aus

jedem zweitklassigen Thriller entstiegen sein könnte – auf die Suche/Gefangennahme der Anomalie fokussiert. Nur das kindliche Genie in Flynns Freundes – und Mitarbeiterkreis ist zusammen mit der inzwischen freigelassenen und gutmütigen künstlichen Intelligenz in der Lage, am Quellcode programmtechnisch zu riechen.

Das führt zu einigen cineastisch niedergeschriebenen Verfolgungsjagden und Befreiungsaktionen oder den entsprechenden Gegenkidnappings. Andreas Brandhorst ist kein Waffenfetischist. Die Beschreibungen beschränken sich aufs Wesentliche, brutale Kampfszenen werden hart, kompromisslos, aber nicht exzessiv beschrieben. Wichtige Nebenfiguren können aus dem Nichts heraus sterben. Das erhöht die Spannung, lässt die Leser konzentriert der über mehrere Ebenen erstaunlich stringenten und immer mehr zusammenlaufenden Handlung folgen. Auf der anderen Seite nutzen sich diese cineastischen wie literarischen Kniffe vor allem im Mittelteil des Buches auch deutlich ab. Jede Erkenntnis ist von einer Actionsequenz begleitet.

Das gilt auch für den Mann zwischen drei Frauen. Diese Konstellation dient zwar als Ausgangspunkt für einige spitze Bemerkungen zweier Frauen – Mermaid und Emily – untereinander, verläuft aber wie einige relevante Themen auch im Sande. Mit Alma kann er durch Welten gehen und die Ebene wechseln. Seine Kollegin Emily ist beginnend mit dem Prolog in ihrer neu gegründeten Firma das schlechte Gewissen und Claire alias Mermaid die kontinuierliche Herausforderung. Sie ist vielleicht der vielschichtigste Charakter

auf beiden Seiten. Kaum öffnet Andreas Brandhorst den Vorhang das finale Stück, zieht er aber auch schon wieder zurück.

Flynn bleibt bis auf seinen leichtsinnigen Hack zu Beginn der Geschichte – jeder Fisch braucht nun einmal einen Köder – erstaunlich eindimensional, passiv und reagiert ausschließlich. Zusammen mit Alma wird er aus einer finalen Notsituation gerettet, aber über den ganzen Roman betrachtet gehört Flynn mit seinem Gebaren eher zu den schwächeren und nicht die Handlung tragenden Figuren.

Daher verwundert es wenig, dass die emotionalen Szenen inklusive der romantisch angehauchten Sequenzen erstaunlich flach wirken.

»Simulacron 3« ist eine verstörende wie verspielte Simulationsgeschichte gewesen, in welcher der Autor die menschliche Existenz in einer allerdings erstaunlich kontrollierten, im Grunde geordnet sterilen Umgebung hinterfragte und philosophisch darzulegen versuchte, was Mensch ist und sein sollte.

Andreas Brandhorst verschiebt als positiver Aspekt seines umfangreichen Romans den Fokus. Im Grunde spielt es keine Rolle, ob seine Protagonisten und damit die Menschheit in einer Simulation leben oder nicht. Auf irgendeine Art und Weise kriegen sie die Welt schon klein. Dabei geht der Autor höchstens oberflächlich oder gar nicht auf die Frage ein, ob dieses Experiment durch das ungezogene Benehmen der Menschen in ökologischer und humanistischer Hinsicht außer Kontrolle geraten und vom ursprünglichen Plan – was immer der auch gewesen sein mag – abgewichen ist oder die Kreatoren in dieser Simulation extreme

Situationen – Krieg, Überbevölkerung, rücksichtsloser Fortschritt, Naturkatastrophen, ein Testszenario für die globale Erwärmung – mit unterschiedlichen Ausgangsprämissen durchspielen wollen.

Vielmehr zeigt er die verschiedenen menschlichen Exzesse auf: Umweltkatastrophen durch die globale Erwärmung. Hungerkatastrophen durch die stetig steigende Bevölkerungszahl. Sinnlose Kriege auf allen Erdteilen (bis auf Australien) um im Grunde Nichtigkeiten oder aufgrund von narzisstischen Ergüssen nicht mehr demokratisch gewählter Volksvertreter. Das philosophische Ende – auch wenn es für oberflächliche Leser wie ein Happy End aussieht – ist voller Nihilismus und verweist indirekt auch auf seine Maschinenintelligenz Trilogie. Selbst mit einem goldenen Füllhorn wären viele Menschen nicht zufrieden und würden auf den nächsten Nachbarn schauen, was bei ihm schöner, größer oder anmutiger ist.

In diesen Punkten funktioniert »Der Riss« gut. Dazu hat Andreas Brandhorst inzwischen eine souveräne Routine entwickelt, um Wissen nicht belehrend zu vermitteln; relevante ökologische Fakten nicht bekehrend, aber mahnend zu präsentieren und trotzdem ein Mainstreampublikum in einer verkaufsträchtigen inhaltlichen Verpackung gut zu unterhalten.

Blanker Zynismus ist die Erschaffung und Vernichtung von Simulationen zu Marketingzwecken in »Simulacron 3« gewesen. Dazu kommt die implizite Manipulation der Wähler bis zu einer Einpartei- enregierung als politisches Finale.

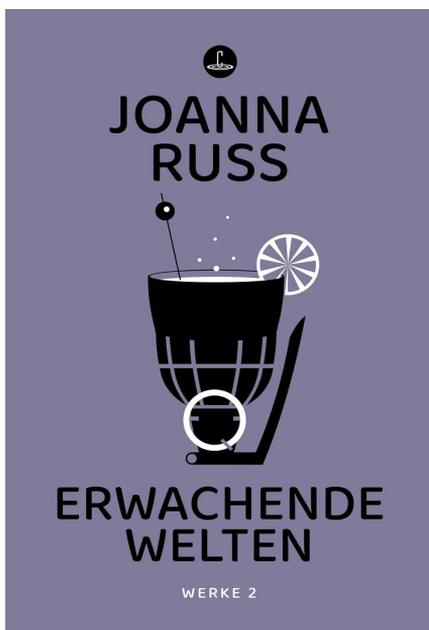
Mit so banalen Themen gibt sich Andreas Brandhorst nicht ab. Es ist die Suche

nach Perfektion oder mindestens einem Gleichgewicht ohne Selbstzerstörung. Wie das Finale mit einer Perpetuum-Mobile-Idee zeigt, eine fast unmögliche Sisyphusaufgabe. Dazu ein oder zwei Ideen hinsichtlich Original und Kopie in einem anscheinend Tausende von Möglichkeiten umfassenden Genesisprojekt und wenige Matrix Momente. Gedehte Bewegung wie bei einem Kaugummi. Die kurze Sequenz wirkt irgendwie aufgesetzt und unnötig.

Das wirkt wie Brandhorsts andere Science-Fiction-Werke epochal, ewiglich und doch zu sehr auf das Momentum, auf die wenigen Protagonisten hin und ihre rückblickend Ungewöhnlichkeit zugeschnitten. Der Moment der Erkenntnis lässt Andreas Brandhorst Arbeit einen Moment aufleuchten und neben Galouyès Idee verblassen. Wie bei der Matrix Trilogie ist die Suche nach dem metaphorischen Hasen spannender als das gigantische Finale.

Als Thrillerleser befriedigt »Der Riss«, bei Science-Fiction-Fans wird eher die intellektuelle Brillanz von »Simulacron 3« – ins 21. Jahrhundert übertragen – schmerzlich vermisst und in dieser Hinsicht scheitert Andreas Brandhorst nicht zum ersten Mal. Das ist ein verschenktes Potenzial angesichts seiner langen Historie als Science-Fiction-Autor.

(Thomas Harbach)



Joanna Russ

Erwachende Welten

(The Female Man)

Memoranda, Dezember 2024, 380 Seiten,
ISBN 978 3 91091 424 7

Als zweiter Band der Joanna-Russ-Werkausgabe erscheint in »Erwachende Welten« der Schlüsselroman »Der weibliche Mann« in einer überarbeiteten Übersetzung in Verbindung mit mehreren Kurzgeschichten, Artikeln und Rezensionen.

Der 1970 entstandene, aber erst fünf Jahre später in den USA veröffentlichte Roman ist bislang zweimal auf Deutsch erschienen. 1979 unter dem irreführenden Titel »Planet der Frauen« in der Knaur Science-Fiction-Reihe und 21 Jahre später als »Eine Weile entfernt« beim Argument

Verlag. In der dritten deutschen Ausgabe werden die beiden ursprünglichen Übersetzer – Werner Fuchs für den Knaur Verlag, Hiltrud Bontrup für Argument – genannt. Hannes Riffel ist anhand einer Originalausgabe durch die beiden in ihren Entstehungszeiten verankerten Übersetzungen gegangen und hat für die dritte Ausgabe die beste aller Welten zusammengestellt.

Schon früh begann Joanna Russ in ihrer Science-Fiction den männlichen Blick auf das Genre zu hinterfragen, teilweise auch zu karikieren, und entwickelte als Feministin Gegenentwürfe zu den aus ihrer Sicht sexistischen Ansicht ihrer männlichen, aber auch nicht selten kutschenden weiblichen Kollegen. Dabei bewegt sich Joanna Russ selbst auf einem sehr schmalen Grat in dieser komplexen, manchmal auch komplizierten Geschichte, denn eine ihrer Hauptfiguren impliziert, dass ein feministisches Utopia nur über das Töten der Männer zu erreichen ist. Damit stellt sich Joanna Russ teilweise auf die gleiche primitive Stufe der Frauen gegenüber aggressiven Männern. Unabhängig von dieser steilen These, die sich mehr im Roman versteckt als dass sie den roten Leitfaden bildet, ist markant, dass Joanna Russ im Gegensatz zu vielen anderen Autoren, welche die Science-Fiction-Versatzstücke für ihre sozialpolitische - Propaganda missbrauchen, das Science-Fiction-Genre liebt und deswegen auch souverän mit den Versatzstücken des Genres umgehen kann. Als Rezensenten für »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« hat sie über viele Jahre auf eine scharfzüngige, aber nicht uncharmante

Art und Weise ihren Kollegen den Eulenspiegel ins Gesicht und ihre Werke sowohl in naturwissenschaftlicher, technischer oder nicht selten sozialen Hinsicht förmlich demontiert.

Daher auch der Drang, es in den eigenen Geschichten mindestens anders, wenn nicht besser zu machen. Ein Druck, unter dem einige ihrer längeren Arbeiten allerdings auch leiden und deswegen vor allem aus der Distanz von über fünfzig Jahren seit ihrer Entstehung auch dogmatisch belehrend wirken, bevölkert mit klassischen, aber auch notwendigen Stereotypen des Feminismus. Mit dieser Aussage soll die Wichtigkeit Joanna Russ' Werks keinen Deut herabgesetzt, aber zumindest in einzelnen Abschnitten auch ein wenig geerdet werden.

Joanna Russ ist mit ihrer Science-Fiction tief im Genre verwurzelt und extrapoliert gleichzeitig moderne feministische, aber auch soziale Ideen. Nicht immer klappt es, wie sie selbstironisch in einer Fußnote ihrer Rezensionssparte in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« in Bezug auf die sexuelle Umorientierung ihres Protagonisten in »And Chaos Died ...« zugibt.

Aber »The Female Man« ist aus der Perspektive von Frauen die Umkehr von »And Chaos Died ...« sowie eine Vervierfachung. Vier Welten, vier unterschiedliche Frauencharaktere, deren Vornamen alle mit »J« beginnen, aber am Ende im Diner werden fünf Gerichte bezahlt. Im Nachwort zu »Erwachende Welten« findet sich ein Hinweis auf einen Liebhaber einer der »Js«. Aber es passt eher zu Joanna Russ' Charakter, dass sich in diesem mehr und

mehr autobiografisch gefärbten Roman eine weitere »J«, eine zweite Joanna – Joanna Russ – an den Tisch geschlichen hat, um mit ihren »Kindern«, ihren Inkarnationen einen tollen Nachmittag bei gutem amerikanischen Essen, den entsprechenden Gesprächen und viel Lästereien über Männer verbringen wollte.

Der Roman beginnt mit einem Genre-Klischee. Janet Evason taucht plötzlich in Jeannines World auf und verschwindet wieder. Keine wirklich neue Idee, denn in der letzten echten »Alyx«-Geschichte taucht auch plötzlich eine Frau – in diesem Fall aus einer anderen Zeit – bei einer Familie auf und freundet sich mit der pubertierenden Tochter an.

Hinzu kommt, dass weder die Ausgangswelt noch die erste Besuchswelt dem Leser vertraut ist. Jeannines Welt entspricht dem New York der Endsechzigerjahre, allerdings ohne den Zweiten Weltkrieg und damit einer anderen großen Depression. Eine Frauenbewegung entwickelte sich genauso wenig wie die Hippiekultur. Politisch erzkonservativ wirkt alles in dieser Welt farblos. Nicht umsonst ist Jeannine Nancy Dadier Single, wahrscheinlich auch Jungfrau. Sie arbeitet als Bibliothekarin und lebt mit ihrer Katze Mr. Frosty zusammen, ihrem Männerersatz. Ihre gesichtslose Familie möchte, dass Jeannine endlich heiratet, egal welchen Mann. Obwohl sie ein einsames Leben führt und eher eine Zweckehe eingeht, könnte Jeannine nicht nur die intelligenteste der vier Frauen sein. Sie ist auch Joanna Russ' erste Identifikationsfigur, die sich trotz ihrer feministischen Ansichten, ihrem unbändigen Freigeist hin-

sichtlich ihrer Fähigkeiten, ihrer Scharfsinnigkeit, aber auch Scharfzüngigkeit hinter dem geschriebenen Wort versteckte.

Jeannine wird – natürlich wenig überraschend – in dieser Geschichte durch die Begegnung mit Janet, aber auch anderen Welten die größte Wandlung vollziehen. Sie wird eher als Maus, als Hausfrau angesehen, worüber sie sich aufregt. Auf der anderen Seite ist ihre Kritik an ihrem Freund Cal und einem weiteren Mann, den sie kurz wie oberflächlich trifft, zu krass, zu hart und vor allem auch zu klischeehaft. Vor allem attackiert sie einen Mann, der noch nicht weiß, welchen beruflichen Weg nach dem College einschlagen will. In den Siebzigerjahren wie heute nicht unbedingt überraschend. Die einzige Erklärung für Jeannine Kritik wäre, dass sie einen Mann fürs Leben als Hausfrau sucht, der sie ernährt.

Janet Evason kommt aus Whileaway. Der Titel dieser Welt ist künstlich wie die Zukunft. Alle Männer sind vor achthundert Jahren an einer rätselhaften Seuche gestorben. Keine neue Idee. Autoren von Mary Shelly bis Stephen King haben sich an diesem Sujet versucht.

»The Female Man« unterscheidet sich von diesen Versuchen, weil erstens die weibliche Gesellschaft natürlich sehr gut ohne »Mann« auskommen kann und zweitens das Buch ausschließlich aus einer weiblichen Perspektive mit den entsprechenden subjektiven Ansichten erzählt wird.

Joanna Russ spielt aber mit den Erwartungen der Leser. Denn Whileaway ist ein Paradies, das anscheinend auf Blut aufge-

baut ist und den pazifistischen Charakter ihrer Bewohner auch Lügen strafen könnte. Die Autorin diskutiert nicht die Möglichkeit, dass die Ziele die Mittel rechtfertigen. Diese potenzielle Schwäche zeigt sich auch in dem schon angesprochenen »And Chaos Died ...« wo ein homosexueller Mann Befriedigung mit einer Frau findet und zumindest kurzzeitig seine Augen geöffnet werden. Die Verschiebung der von Joanna Russ als Erzählerin etablierten Prämissen wirkt verstörend und in sich nicht unbedingt logisch. Am Ende dieses Romans hat der Leser das unbestimmte Gefühl, als wenn eine Seuche nicht ausreichend, nicht wirklich zufriedenstellend ist. Janet Evason ist eine selbstbewusste Frau, die sich den Medien in der dritten noch zu besuchenden Welt stellt und die männlichen Klischees provozierend auf den Kopf stellt. Whileaway ist als Welt der größte Widerspruch in sich. Technisch mit künstlicher Befruchtung weit fortschrittlich leben die Menschen in erster Linie von Agrarwirtschaft. Sie sind Selbstversorger. Es gibt keine Sexualverbrechen, die Kinder können nackt über die Felder laufen, ohne dass sie begafft werden. Streitigkeiten werden in Form von Duellen durchaus bis zum Tod ausgetragen. Wie der Wechsel zwischen den Welten wirklich zustande kommt, bleibt ungeklärt. Hier folgt Joanna Russ Alfred Besters bahnbrechendem existenziellen Roman »Tiger! Tiger!«.

Aber die Autorin hat auch eine Obsession mit großen Hintern. Immer wieder wird dieses Klischee von Frauen und Männern erwähnt. Auffällig ist auch, dass sich die Frauen in dieser Welt fünf Jahre ganz-

tägig um die Kinder kümmern, die anschließend in Internate abgegeben werden. Mit zwölf sind die Jugendlichen erwachsen. Ab dem fünften Jahr müssen die Mütter dann wieder arbeiten und weinen, weil sie das Haus wieder verlassen müssen. Anscheinend sind Jogginganzüge ein wichtiges Kleidungsstück, Make-up wird nicht mehr benötigt und auch wenn sie in Lebensgemeinschaften zusammenleben, reisen sie immer alleine. Sie haben Sex untereinander, aber Joanna Russ entwickelt in dieser Welt keine echten Beziehungen. Sie arbeiten nur wenige Stunden am Tag, fühlen sich aber trotzdem als Vollzeitkräfte und wechseln ihre Jobs/Aufgaben wie Hemden. Wer sich nicht den gemeinschaftlichen Regeln unterwirft, dem droht die Todesstrafe. Es gibt keine Kriege, keine echte Regierung, aber auch keine Anarchie. Vieles wirkt erstaunlich ambivalent und damit leider auch steril. Und das wäre laut der Autorin die perfekte aller nicht perfekten Welten.

Es ist kein Zufall, dass Janet und Jeannine in Joannas Welt reisen, welche am ehesten der Realität der Leser entspricht, allerdings aus der scharfzüngigen Perspektive der Autorin Russ charakterisiert worden ist. Janet wird interviewt, allerdings werden ihre Exkurse in die sexuellen Gepflogenheiten auf *Whileaway* durch eine Werbeunterbrechung zensiert. Auf einer Party beginnt Joanna, die Kontrolle zu übernehmen. Weder Jeannine aufgrund ihrer Isolation noch Janet – nur Frauen auf ihrer Welt – kennen sich mit »Männern« aus. Auf einer Cocktailparty enden schließlich die Flirtversuche eines Mannes mit Janet in dessen Niederschlag. Natür-

lich verstößt Janet damit gegen die guten Sitten auf jeder dekadenten Cocktailparty mit festen Rollen für Männer – auf der Jagd- und Frauen – willige Opfer. Aber gleichzeitig unterstreicht Janet mit ihrem Schlag, dass Frau dem Mann nicht grundsätzlich unterlegen sein muss.

Warum Joanna allerdings »The Female Man« in dieser Konstellation sein soll, wird von der Autorin zu wenig überzeugend herausgearbeitet. Ein »Female Man« ist eine Frau, die sich entgegen der stereotypen Erwartungshaltung der Männer verhält. Emanzipiert ist für Joanna Russ anscheinend zu schwach, weil diese Art von Frau nach einem harten sozialen Kampf stärker und entschlossener ist. Nicht nur, als ihre Geschlechtsgenossen, sondern im perfekten Fall auch den Männern intellektuell überlegen. Das hat bei Joanna zur Isolation von Frauen und Männern geführt.

Joanna Russ macht sich dann wieder einen Spaß daraus, mit den Rollenklischees zu spielen und in der am meisten realistischen der vier Welten die Nebenfiguren teilweise satirisch, manchmal karrierend zu überzeichnen und ihre aufgeblähten Egos als intellektuelle Hohlräume zu entlarven.

Janet lernt anschließend auf dieser Welt nicht nur Joannas Familie kennen, sondern auch ihre Nichte Laura Rose, welche Janet zu bewundern beginnt. Das gleiche Szenario findet sich in der schon angesprochenen vierten »Alyx«-Geschichte allerdings vor dem Hintergrund der großen Depression und in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Laura möchte gerne eine sexuelle Beziehung zu Janet aufbauen.

An dieser Stelle fügt Joanna Russ noch eine weitere interessante Komponente ein. Damit die Gesellschaft auf Whileaway so funktionieren kann, sind Beziehungen zu Partnern, die vom Alter her Eltern oder Kinder sein könnten, tabu. Genau wie in Joannas Welt immer noch die Beziehung zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern.

Mit einem Abstecher zu Whileaway geht es anschließend in Jaels World. Die vier Frauen sind inzwischen vereint. Da Joanna Russ immer wieder die Perspektiven wechselt, ist es nicht ganz einfach, gleich zu erkennen, wer diesen Abschnitt der langen Reise durch verschiedene unterschiedliche, aber im Kern auch vereinte Welten erzählt.

In der nächsten und letzten Welt treffen sich Joanna, Jaennine und Janet mit Jael, im Grunde dem Organisator der verschiedenen Reisen. Jael oder besser: Alice Jeal Reasoner ist im Grunde ein weiblicher Wolverine. Sie hat silberne Krallen, die unter ihrer Haut »angebracht« worden sind, und Stahlzähne. In ihrer Welt bekämpfen sich Männer und Frauen seit vier Jahren aus ihren jeweiligen Gettos. Whileaway war in dieser Hinsicht anscheinend effektiver und eine der offenen Fragen ist, warum Jaels Vorgesetzte sich die ihnen bekannte Alternativwelt als Vorbild genommen haben. Das könnte an den Beziehungen zwischen den beiden Enklaven liegen, welche Joanna Russ eher nebenbei offenbart. Dabei sind die Frauen auch nicht besser als die Männer. Eine These, welche die Autorin auf den anderen bislang besuchten Welten immer offensiv durch ihre Figuren vertreten hat.

Jaels Welt ist wahrscheinlich am schwersten und gleichzeitig auch am leicht-

testen zu akzeptieren. Der Leser muss die Rollen nur wieder zurücktauschen. Männer und Frauen befinden sich aus ihren Enklaven heraus in einem Krieg, der seit mehr als vierzig Jahren andauert. Aber es gibt auch Handelsbeziehungen zwischen Männern und Frauen.

Gegenstand sind insbesondere Kinder. Das Frauenland behält die Mädchen und tauscht die geborenen Jungen gegen wichtige Güter. Um ihre Sexualtriebe zu befriedigen, werden die Jungen operiert, die auf den ersten Blick nicht männlich genug erscheinen. Sie werden in der Männerwelt zu den neuen »Frauen«, während die Frauen selbst ausschließlich homosexuelle Beziehungen haben. Dank der künstlichen Befruchtung und damit in der ausschließlichen Verantwortung der Frauen besteht das Geschlecht fort.

An dieser These sind zwei Dinge interessant. Männer und Frauen scheinen in der kriegerischen Auseinandersetzung keinen Sieg erringen zu können. Ein typischer Abnutzungskrieg, von dem die anderen drei Reisenden und damit die Leser auch nur verbal erfahren. Joanna Russ beschreibt keine Kriegsszenen. Nicht ganz klar ist, warum die fortpflanzungsfähigen Frauen den Männern nicht im wahrsten Sinne des Wortes das Wasser abgegraben haben. Anscheinend sind sie zwar auf die Güter angewiesen, ein Mangel erscheint aber nicht lebensbedrohend. Auf der anderen Seite ohne »Nachwuchs« wären die Männer am Ende. Die Frauen hätten zwar das Problem, den männlichen Nachwuchs irgendwie unter Kontrolle zu halten und nicht den Feinden zu übergeben. Aber die Welt ist nicht überbevölkert, sodass sich

wahrscheinlich irgendwo ein Versteck, eine Insel finden lassen würde.

Der Leser muss diese Ausgangsbasis akzeptieren, damit der weitere Handlungsverlauf funktioniert. Mit Jael ist die Expansion der Geschichte auch zu Ende und Joanna Russ beginnt, die einzelnen Facetten ihres Plots zu ordnen.

Jael ist eine Agentin. Im Gegensatz zu Alyx reist sie nicht durch die Zeit, aber dank der vorhandenen Technik und unter einem erheblichen Energieaufwand kann sie zwischen den Welten wandeln. Das können die Männer auf der anderen Seite anscheinend auch. Jael kann nicht in der Zeit reisen. Ausführlich engt Joanna Russ die zahlreichen Optionen ein.

Eine Reise in die Vergangenheit kann genau wie eine Reise in eine relative Zukunft nur quer erfolgen. In andere Welten, aus denen die Agenten keine Informationen für die eigene Welt oder das eigene Schicksal mitnehmen können. Dadurch wird auch eine Manipulation der Vergangenheit verhindert. Das letzte Thema hat Joanna Russ vor allem in den ersten Alyx-Geschichten mehrfach aufgegriffen, obwohl die Zeitagentur sich beim Abschöpfen der Meere sehr viel Mühe gegeben hat, keine wichtigen Gegenstände oder Menschen in die Zukunft zu bringen. Alyx ist ein Unfallgewesen.

Jael hat unterschiedliche Inkarnationen ihrer selbst, das gleiche Genmaterial zusammengeführt, um der Auseinandersetzung mit den Männern eine andere Note zu geben. Alle vier reisen in die Männerdomäne, um mit ihren Feinden zu verhandeln. Der Aufwand rechtfertigt bislang nicht das Ergebnis. Joanna Russ lässt

Männer und Frauen die üblichen sozialen Klischees von einem gleichberechtigten Leben austauschen, wobei die Definition des Begriffs Gleichberechtigung sehr unterschiedlich ist. Hier helfen die Erfahrungen zweier »|«s, in deren Welt ebenfalls die Männer dominieren. Natürlich handelt es sich um Joannas und Jaennines Welten. Bei Janet gibt es ja keine Männer mehr.

Ab diesem Moment überschlagen sich die Ereignisse, den Wolverine Jael verliert die Geduld bei den Verhandlungen und wird abschließend ihren komplexen, aber vielleicht auch ein wenig klischeehaften Plan offenbaren, der schließlich an ihnen selbst scheitern könnte.

Bis auf Laura Wilding sind alle anderen neun Kapitel des Buches in der Ich-Perspektive der drei Frauen Joanna, Janet und Jael erzählt worden. Nur Jeannines Geschichte wird durchgehend in der dritten Person erzählt. Aber Joanna Russ bleibt bei den Erzählperspektiven ambivalent. Es besteht die Möglichkeit, dass plötzlich die Ich-Erzählerin über sich in der dritten Person spricht. Das macht die Lektüre teilweise schwierig, unnötig kompliziert und nicht – wie von der Autorin beabsichtigt – komplex.

Am Ende verlässt die Autorin sogar die etablierten Handlungsmuster und macht deutlich, dass es sich um eine Geschichte handelt, die in einem Buch niedergeschrieben worden ist. Dieses Durchbrechen des bisherigen Erzählrahmens erfolgt gleichzeitig mit dem allerdings inzwischen konsequenten Auseinanderbrechen des Rahmens.

Ihre vier Frauenfiguren hat Joanna Russ im Grunde geteilt. Auf der einen Sei-

te Joanna und Jeannine, die aus Welten stammen, in denen Feminismus sich nicht sonderlich entwickelt hat und die sich im Grunde nach Männern sehnen, aber Frauen lieben wollen. Konträr sind Janet und natürlich die Amazone Jael. Es ist ausgerechnet Janet, welche Jaels Plänen widerspricht. Ausgerechnet die Welt, welche das Männerproblem endgültig und anscheinend zur eigenen Zufriedenheit gelöst hat. Diesen Widerspruch löst Joanna Russ nicht auf und wirkt dadurch in ihrer Argumentationskette auch ein wenig unsicher.

Während die Science-Fiction-Elemente ambivalent eingesetzt worden sind, wirkt die Geschichte auf eine gänzlich andere Art und Weise zeitlos. Auch wenn der von Joanna Russ manchmal propagierte Feminismus bis zur Wiederwahl Trumps aus der Zeit gefallen schien, sind Passagen dieses Buches hochaktuell. Es geht vor allem um das Bild, das das andere Geschlecht sich von dem jeweiligen »Gegenüber« macht. Bei der Party wird den Frauen gezeigt, wie man flirtet, vielleicht auch nach der Feier mit den Männern ins Bett geht und doch gegen den Willen der natürlich dominierenden Männer die eigene Persönlichkeit behält. Natürlich sind diese Szenen überzeichnet, aber mit pointierten Dialogen und einem scharfen Auge als Beobachter entwickelt Joanna Russ die alltäglichen Begegnungen und damit einhergehend für viele Frauen auch unangenehme Situationen literarisch weiter und passt sie in ein Buch ein, in dem sich Frau schließlich am Ende wehrt. Zumindest teilweise einen Pyrrhussieg erringen. Mehr schafft Jael nicht, weil ihr der Dolchstoßfolgende folgend von einer Schwester

die Werkzeuge aus den starken Händen genommen werden.

Auf dem Höhepunkt der Feminismuskurve entwickelt Joanna Russ verschiedene postfeministische Welten, von denen keine perfekt ist. Selbst eine Verschmelzung der unterschiedlichen Welten würde nicht wirklich helfen. Frau ist devot in ihren Rollen gefangen, Mann dominiert eine Stufe über dem Tier oder ist ausgerottet. Es gibt keinen Zwischenbereich.

Hier liegt auf der anderen Seite vielleicht eines der Probleme. Joanna Russ ist sich ihrer Position auch nicht sicher. Ohne Frage ist sie eine intelligente Kritikerin, welche die Klischees des Begriffs Ehe und damit Beziehung genüsslich vor ihren intellektuellen Lesern ausbreitet und dann weniger selektiert als obduziert. Das zeigt sich nicht nur in diesem Roman, sondern auch in der beigelegten Buchkritik. Aber Joanna Russ hat auch Angst vor einer emotionalen Perfektion. Es gibt nicht eine perfekte Welt, wobei Whileaway vielleicht dem Paradies am nächsten kommt. Joanna Russ hat Angst vor Beziehungen und nutzt die Frauen von den Männern verpassten Rollenklischees auch als Schutzschild ihrer eigenen Unsicherheit. Der einzige Sex, der in diesem Buch beschrieben wird, findet zwischen einer der Frauen und ihrem Sexroboter statt. Die anderen Frauen schauen wie Voyeure zu. Es gibt keine echte Beziehung zwischen den Frauen, obwohl sie sich ähnlich sehen, noch kommt eine der Frauen aus einer gefestigten Beziehung. Dabei spielt es keine Rolle, ob hetero- oder homosexuell. Ihre Frauen müssen unglücklich sein. Glückliche Frauen scheint Joanna Russ zu ver-

achten und damit reiht sie sich in die Phalanx der angebotenen Klischees ein, welche sie eigentlich den Männern auf ihre bärtigen Leiber schreiben wollte. Der Leser muss diese im Grunde einsamen, gebrochenen und nur zur Rache entschlossenen Frauen akzeptieren, die von einer Welt zur Nächsten reisen, aber für sich nicht wirklich etwas mitnehmen, um »The Female Man« – unbewusst denkt mancher Leser auch, dass der Titel umgekehrt angesichts des Plotverlaufs mehr Sinn machen würde – zu definieren.

Joanna Russ' Blick auf die Männer, auf die klischeehaften Märchen und damit auch die Rollenklischees ist genauso verzerrt wie der Blick der patriarchalischen und in ihren Augen dominanten Männer auf selbstbewusste Frauen. Im Grunde haben beide Seiten Angst, dass ihre Blickwinkel verzerrt sind, und finden nicht die goldene Mitte. Diese Schwäche unterstreicht die Reise der Frauen, an deren Ende ein waghalsiger Plan steht, andere Welten zu erobern, zu domestizieren und von »Mann« zu säubern. Genauso wie Mann zumindest in Jaels Welt wieder in jeder Frau nur ein williges oder unwilliges Sexobjekt sieht, das sich wie die operierten Jünglinge ihm zu unterwerfen hat.

Aber das Buch ist auch dem Zeitgeist geschuldet. So lässt die Autorin aufzählen, welche Aufgaben/Berufe Männer – dominierend – und Frauen – dienend/sozial – im unmittelbaren Umfeld einer der Frauen haben. Fünfzig Jahre nach der Veröffentlichung des Buches hat sich diese Aufstellung nur bedingt verschoben, droht sogar wieder in die entgegengesetzte Richtung abzudriften. Aber natürlich

wirkt die Aufstellung auch manipulativ. Wann hat Frau schon mehr Kontakt zu einem hochrangigen Politiker oder einem hochrangigen General als mit einer Krankenschwester? Joanna Russ kann sich einen ironischen Seitenhieb auf Nonnen allerdings nicht verkneifen.

Auch wenn die Science-Fiction-Elemente allgegenwärtig sind, macht Joanna Russ den Fehler, den sie in ihren Kritiken für »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« vor allem James Gunn mit »Die Horcher« angekreidet hat. Zu wenig SF, zu viel Soap Opera. Auch »The Female Man« nutzt SF-Elemente pragmatisch, um teilweise die fortlaufende Handlung erdrückend die feministische Position in verschiedenen Varianten zu präsentieren.

Zwischen den pointierten und das überwiegend männliche Verhalten karrierenden und entlarvenden Szenen und der angesprochenen Erklärung für Querreisen zu anderen Welten finden sich zu viele Szenen, in denen Joanna Russ auf die metaphorische Kanzel steigt und predigt, was das Zeug hält. Zulasten der fließenden Lesbarkeit eines Romans. Damit soll nicht ausgedrückt werden, dass ihre Worte sinnfrei oder unwichtig sind. Das Gegenteil ist der Fall, aber es wirkt erdrückend, wie Joanna Russ im Gegensatz zu ihren Rezensionen wenig charmant aufklärt/belehrt.

Mit der abschließenden Metaebene baut Joanna Russ allerdings aus ihrer Sicht unberechtigter, ihrem Blickwinkel nicht entsprechender Kritik aus dem männlichen Lager und vielleicht auch einigen Frauen vor. Ein geschickter Schachzug.

»The Female Man« kennt keine Mitte und das macht den Reiz dieses Buches aus, denn ohne Provokation gibt es keine Reaktion und damit auch keine Meditation. Joanna Russ ist zu diesem Zwischenschritt nur bedingt in der Lage gewesen, aber ihre provokante Sichtweise ist ein Schlüssel für den Fortgang, aber nicht Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, die sich nicht selten mehr als einen Schritt zurück bewegt, um intellektuell und sozial wieder ein kleines Stück nach vorne zu kriechen. Und das ist die zeitlose Botschaft dieses vielleicht ein wenig strukturell ergrauten, aber immer noch provozierend bahnbrechenden Romans.

Die beiden Kurzgeschichten haben auf sehr unterschiedliche Art und Weise mit *Whileaway* zu tun.

Für die erste Kurzgeschichte »Als alles anders wurde« (1972) erhielt sie ihren einzigen Nebula Award. *Whileaway* ist in Kurzgeschichte die Kolonie auf einem fremden Planeten und nicht nur einen technischen Schritt in eine Alternativwelt entfernt. Die Männer sind wie in dem später folgenden Roman einer Seuche vor 30 Generationen gestorben. Janet Evason lebt auf dieser Welt und wird alarmiert, als ein Raumschiff von der Erde mit einer männlichen Besatzung landet. Sie wollen sich mit den Frauen auf dieser Welt klassisch fortpflanzen, was die bisher aufgebaute Kultur auf diesem Planeten infrage stellt.

Joanna Russ lässt das Ende dieser Geschichte offen. Während Janet Evasons Frau gerne die Dinge in die eigene Hand nimmt, ahnt die Protagonistin, dass sich die Entwicklung nicht mehr stoppen lässt

und schaut fatalistisch in die Zukunft. Joanna Russ hat sich bei ihrem stringenten, melancholischen Plot an Keith Laumers »Der Krieg gegen die Yukks«, aber auch Ursula K. Leguins »Die linke Hand der Dunkelheit« orientiert, wobei sie unbedingt dreidimensionale Frauen in den Mittelpunkt ihrer Geschichte stellen wollte. Mehrmals hat Joanna Russ Ursula K. LeGuin vorgeworfen, dass sie nicht über Frauen schreibt, sondern ihre Protagonistinnen Abziehbilder männlicher Erwartungen sind. Auf wenigen Seiten hat die Autorin ein Konzept entwickelt, das überzeugender ist als im wenige Jahre später veröffentlichten Roman »The Female Man«. Es fehlen die Absurditäten wie das Mutter/Kinder Verhältnis; die dicken Hintern, aber vor allem auch der Aspekt, dass die Frauen vor Äonen die Männer entsorgt haben. Die Gesellschaft funktioniert auf einer archaisch-technischen Ebene. Technik ist vorhanden, wird aber effektiv zur Verbesserung des Lebensstandards eingesetzt.

Die zweite Kurzgeschichte »Ein paar Dinge, die ich über *Whileaway* weiß« ist im Grunde keine Story, sondern besteht aus Zitaten des Romans. Joanna Russ distanziert sich am Ende von ihrer Geschichte: »Ich bin eine Lügnerin. Ich war nie auf *Whilaway*.« Bis dahin ist es eine nur teilweise alternative Version der entsprechenden Passagen des Romans. Isoliert betrachtet, auf die Stärken fokussiert wirkt der Text sogar kraftvoller als im Roman. Die Grundstruktur ist anders. Allerdings beantwortet der Roman nicht die hier aufgeworfenen Fragen, was eine der Schwächen beider Geschichten ist.

Im sekundärliterarischen Teil finden sich drei Kolumnen aus »The Magazine of Fantasy & Science Fiction«. Joanna Russ geht mit einer Reihe von Autoren nicht sanft um.

Insbesondere James Gunn bekommt sein Fett bei »Die Horcher« ab. Science-Fiction trifft Soap. Mit Ursula K. Leguin geht sie in sozialer Hinsicht hart um, wenn sie ihre zwischenmenschlichen Beziehungen als Alibi entlarvt und darstellt, dass es nur vordergründig exotisch ist. Kate Wilhelm, Brian W. Aldiss oder Robert Silverbergs »Es stirbt in mir« werden gerdet. Alles anerkannte Klassiker des Genres, denen Joanna Russ eine ausgesprochen pointierte und detaillierte Betrachtung zugesteht. Sie stellt übrigens auch Norman Spinrads »Der stählerne Traum« in den hier nachgedruckten Kolumnen vor.

In der ersten Kolumne finden sich auch Rezensionen zu zwei Anthologien mit erotischen bzw. sexuellen Inhalten. Das perfekte Spielfeld für eine aufgeschlossene Frau und Kritikerin. Mit Genuss nimmt sie die aus ihrer Sicht prüden Geschichten auseinander und findet nur bei wenigen Storys lobende Worte. Ihre Buchkolumnen gehören zu den Besten in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction«, das unter anderem mit Anthony Boucher, Avram Davidson, Algis Budrys und jetzt Charles de Lint über namhafte Buchkritiker verfügte.

Charles de Lints Rezensionen wirken gegen Joanna Russ Texte wie Streicheleinheiten. Für die »Village Voice« hat sie »Future of Marriage« und »Marriage: For and Against« rezensiert. Dabei schreibt sie aus eigener Erfahrung hinsichtlich ih-

rer Ehe mit Albert Amateau zwischen 1963 und 1967. Als diese Kolumne erschien, hatte sich Joanne Russ noch nicht geoutet. Mit sichtlichem Vergnügen entlarvt sie die verschiedenen, in beiden Büchern aufgeworfenen Thesen, wirft sie gegen die Steinwand der klassischen Rollenmodelle und sammelt die »Trümmer« genüsslich auf. Dabei scheut sie nicht, ihre feministische Position in den Mittelpunkt zu stellen, aber auch ihre Mitfrauen hinsichtlich ihrer Naivität und vor allem ihrer fehlenden Objektivität gegenüber der Institution Ehe zu kritisieren.

Aus dem Oktober 1971 stammt der hier abgedruckte Artikel »Wie sich die Substanz von Genres abnutzt«. Auch wenn Joanna Russ auf verschiedene Genres wie den Vampirzyklus eingeht, steht im Mittelpunkt das Science-Fiction-Genre.

Sie teilt die einzelnen Themen in drei Blöcke ein: Unschuld, Plausibilität und Dekadenz. Auch wenn es eine zeitliche Abfolge gibt, können Autoren unterschiedlicher Blöcke nebeneinander agieren und veröffentlichen. So gehört für sie Larry Niven zu einem der besseren Autoren der Plausibilität, dessen Veröffentlichungen aber in das vom New Wave geprägte Zeitalter der Dekadenz fallen. Folge der Leser Joanna Russ Gedanken allerdings weit, dann ist alles, was nach der Plausibilität kommt, Bestandteil der Dekadenz: Cyberpunk, die barocken Space Opera und schließlich auch die gegenwärtige Solar oder Social Fiction.

Damit wird die Autorin diesen (aus ihrer Sicht noch unentwickelten) Genres nicht gerecht. Wahrscheinlich hätte Joanna Russ diesen Artikel irgendwann über-

arbeitet und den drei Phasen wahrscheinlich drei weitere verordnet. So steht diese Arbeit aus dem Jahr 1971 für sich. Am Beispiel des Roboters mit drei Arbeiten von Ambrose Bierce, Isaac Asimov und schließlich Brian W. Aldiss entwickelt sie ihre Ideen am literarischen Objekt. Ihr Schlussfolgerungen sind faszinierend.

Im Vergleich zu Bierce/Asimov/Aldiss folgt die Evolution des Vampirgenres keiner klassischen Chronologie. Für Joanna Russ ist Stokers »Dracula« ein Rückschritt im direkten Vergleich zu Franjus »Carmilla«. Sie kann sich nicht erklären, warum Stokers literarisch minderwertigere Geschichte populärer ist als »Carmilla«. Dabei geht Joanna Russ sogar auf die Adaption »Dracula« mit Bela Lugosi als Hauptdarsteller ein.

In ihren Essays und Buchkritiken zeigt sich noch deutlicher als in ihren Kurzgeschichten und wenigen Romanen, wie intensiv und mit viel kritischer Freude sich Joanna Russ mit der Science-Fiction auseinandergesetzt hat. Dabei verzichtet sie auf eine feministische Sichtweise – es sei denn, sie kritisiert ihre Schriftstellerkolleginnen ob ihrer vordergründigen Intentionen – und nähert sich den Büchern mit einer bestechenden, schneidenden Logik, die durch ein überdurchschnittliches Allgemeinwissen in den Sozial- wie Naturwissenschaften zusätzlich untermauert ist.

Jeanne Cortiel geht in ihrem Nachwort auf die unterschiedlichen Übersetzungen von »The Female Man« – jedes Buch hat ihre Zeit – und die Entstehung der Geschichte ein. Sie versucht diesen experimentellen, provozierenden und doch

nicht gänzlich befriedigenden Roman nicht nur in Joanna Russ' Gesamtwerk – kurz vor der Veröffentlichung des Buches, an dem sie fast fünf Jahre mit Unterbrechungen gearbeitet hat, outete sie sich als lesbisch – einzuordnen, sondern vor allem auch in die literarischen Bewegungen auch außerhalb des Genres in den Siebzigerjahren. Viele autobiografische Züge sind teilweise unauffällig, dann gewollt in die vier unterschiedlichen Frauen eingeflossen, wobei Joanna Russ am Ende wie Jael hilflos, unzufrieden und zornig zurückbleibt.

Der zweite Band der Werkausgabe ist nicht nur wegen des wieder zugänglichen Romans »The female Man« eine allerdings in der Zeit seiner Entstehung zu betrachtende intensive, herausfordernde, aber nicht gänzlich befriedigende Lektüre, sondern vor allem wegen des Ergänzungsmaterials in Form der Rezensionskolumnen, in denen Joanna Russ besser zum Ausdruck bringen kann, was sie von der Science-Fiction im Allgemeinen und von sich selbst im Besonderen erwartet. »Als alles anders wurde« ist der literarische Höhepunkt dieses Sammelbands, auf wenigen Seiten verdichtet, blickt der Leser ganz tief in Joanna Russ ängstliche und doch starke Seele.

(Thomas Harbach)

Science Fiction Club Deutschland e.V.

Wir. Machen. Zukunft. Seit 1955.
sfgd.eu

Der Verein für SFF-Interessierte



Unser Vereinsmagazin informiert über
Vereinsnews, Conventions,
SFF-Wissenswertes und Rezensionen,
Geschichten und vieles mehr.

PHANTASTISCHE WELTEN 2026



Der große KALENDER mit erlesenen Titelbildern aus PHANTASTISCH!, EXODUS und COZMIC von Dirk Berger, Frauke Berger, Thomas Franke, Jan Hoffmann, Paul Hoppe, Olaf Kemmler, Karsten Schreurs, Meike Schultchen, Hubert Schweizer, Michael Vogt, Thomas Thiemeyer und Helmut Wenske sowie einem Deckblatt von Timo Kümmel.

**A4, aufklappbar mit großem Kalendarium. Neu ab März für 15,00 €.
Portofreie Lieferung innerhalb Deutschlands!**

www.atlantis-verlag.de | www.exodusmagazin.de

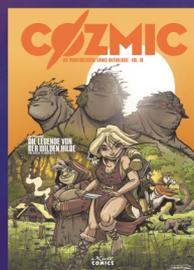
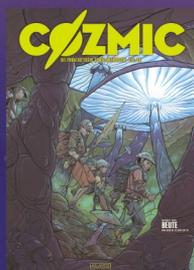
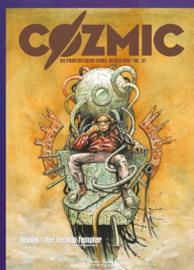
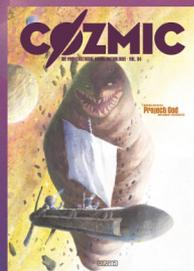
phantastisch!

EXODUS

COZMIC

COZMIC IST JETZT ERHÄLTlich BEI KULT!

ALLE 10 AUSGABEN VON COZMIC
UND DAS ALBUM »FLY ME TO THE MOON«
VON FRAUKE BERGER AB SOFORT
IM ONLINE-SHOP VON KULT-COMICS!



MEHR INFOS BEI KULTCOMICS.NET

Kult
COMICS